



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

N^o 32.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Der Garten des Restaurants füllte sich eben wie gewöhnlich um die abendliche Promenadezeit mit europäischen Gästen, den Vorläufern der großen Festpoche, die bei Zeiten sich einfanden, um den Orient noch in seinem Alltagsleben kennen und das Folgende verstehen zu lernen.

Eisenburg tauschte hier einen Gruß, dort einen Handkuss. Wolf erkannte wiederum unter diesen Gästen einzelne, die er daheim durch Eisenburg schon kennen gelernt; sie waren gestern mit dem Schiff in Alexandria eingetroffen

und reichten ihm erfreut die Hände; aber er hatte auch für sie nur einen kühlen Gruß und wünschte nicht belästigt zu sein.

Eisenburg schien dadurch verletzt.

„Sie müssen sich endlich losreißen von dieser trüben Stimmung!“ mahnte er zum ersten Male freundlich. „Ich erwartete gerade hier von diesen Festlichkeiten, wie sie Generationen nicht wieder sehen werden, die beste Wirkung auf Sie. Aber ich gebe die Hoffnung doch nicht auf.“

Wolf nahm die Mahnung gleichgültig hin; er antwortete nicht und folgte Eisenburg auf die von Kältern, Kameel- und Eselstreibern belebte große Straße.

Des Letzteren Absicht schien es, hier mit einem gewissen Pomp aufzutreten. Auf dem Bod seines von einem Rubier geführten Kältern saß ein von ihm gemieteter Diener in goldstrotzender Kawassentleidung, ein Saïs, ein Vorläufer, stand in seiner schneeweißen Kleidung mit den Ballonärmeln

bei den Pferden, seines Winkes gewärtig, und dieser setzte sich dem Wagen voran mit großem Geschrei in Bewegung.

Auch dieser Pomp ließ Wolf sehr kalt; er nahm kaum Notiz davon und blickte theilnahmslos in das zunehmende halb orientalische, halb abendländische Getreibe.

In das Gefühl schwer getränkter Manneswürde, in das trostlose Bewußtsein, so schmachvoll getäuscht worden zu sein — ein Bewußtsein, das selbst seines Gegners Tod nicht in ihm gemildert haben würde — hatte sich endlich auch ein Vorurtheil gegen den Einzigen gemischt, den er für einen aufrichtigen Freund gehalten.

Seit dieser Mann vor ihm erschienen und sich ihm als Genossen seines Vaters präsentirt, war das Schicksal über ihn hereingebrochen, das ihn so lange ganz vergessen zu haben schien. Seit dieser Eisenburg an seiner Seite geblieben, hatte er keine Ruhe mehr gefunden.

Freilich war Eisenburg nicht schuld an seiner un-



Markt an der Motlau in Danzig. Zeichnung von G. Schönleber. (S. 375.)

glücklichen Ehe, er hatte dieselbe sogar nicht gebilligt, als er noch keinerlei freundschaftliche Berechtigung gehabt. Er, Wolf, fand sogar nirgendwo einen wirklichen, gegründeten Vorwurf gegen ihn, wenn er ihn selbst suchte, denn Eschenburg war stets der bereitwillige, gefällige, sogar aufopfernde Hausfreund gewesen und hatte bis zuletzt an seiner Seite ausgehalten. Aber trotz alledem war's ihm, als bringe er kein Glück; ein noch unverständenes Gefühl sagte ihm, es sei besser, sich von ihm zu trennen und wieder seines eigenen Weges zu gehen.

Und dieser Weg... Er hatte in sich einen unsichtbaren Führer, aber dem wollte er nicht gehorchen, gegen den sträubte sich sein ganzes Wesen. Oft in einsamen, nächtlichen Stunden lag er schlummerlos, mit offenen Augen, und an seinem Geiste ging dann Alles vorüber, was er Trauriges erlebt, aber nicht ohne eigenen Vorwurf.

Er sah dieses schöne junge Weib, das sich einst so vertrauensvoll an ihn geschniegelt. Sie hatte nichts von ihm begehrt, nur seinen ritterlichen Schutz. Sie hatte, als er sie überredet, die Seine zu werden, ihm niemals Ursache zum Mißtrauen gegeben, war mit kindlicher Innigkeit stets wieder zu ihm geeilt, wenn diese Ernste — dieses rastlose Weib! — sie von ihm gezogen. Sie hatte ihm ohne Falch gezeigt, wie glücklich sie war, wenn sie ungestört an seiner Seite sein konnte; er hörte noch ihre helle, zum Herzen gehende Stimme, wenn sie zu ihm plauderte.

Aber er... er war stets kalt gegen sie gewesen, hatte sich oft durch ihre Herzlichkeit sogar belästigt gefühlt; und sie hatte das hingenommen, ohne verletzt zu sein. Er hatte oft seinen Launen den Zügel gelassen, und sie... niemals hatte er dergleichen in ihr gefunden; sie war ihm immer dieselbe geblieben.

Da aber war dieser junge Mann gekommen und... Nein, wie er auch suchte, er fand keine Rechtfertigung für sie! Andere hatten ihn täuschen, sie bei ihm verleumden können, selbst diese Kerstowan, die ihm auch so unbegreiflich in jener Nacht gewesen, seine eigenen Augen aber täuschten ihn nicht... So, wie er diesen Fremden vor ihr auf den Knien liegen gesehen, so war derselbe auf dem Kampfplatz vor ihm auf die Kniee zusammengebrochen, als habe ihn die Vorsehung selbst zur Abbitte gezwungen. — Dann war Alles aus gewesen.

Ob Eschenburg, als er nach dem Duell eiligt die Stadt verlassen, für sie gesorgt hatte!... Es war ihm wohl mehrmals unterwegs diese Frage auf die Lippen gekommen, aber er hatte sie nicht über die Lippen gebracht; er wollte ihren Namen nicht mehr aussprechen, er sollte vergessen, begraben sein.

Und dennoch stieg immer wieder die Frage in ihm auf. Er wollte endlich, wenn er sich einmal in der Stimmung fühlte, mit Eschenburg reden — über Alles, was er ihm bei seiner eiligen Abreise überlassen. Nach John und seinem Schloßgut hatte er ihn wohl gefragt, aber Eschenburg war einer Antwort ausgewichen.

Jetzt war es wohl endlich an der Zeit, einmal über all' das zu plaudern, und das sollte geschehen, wenn sie draußen ungestört in dem Landhause am Nil wohnten.

Gedanken wie diese beschäftigten ihn auch wieder, als er an Eschenburg's Seite durch die arabischen Quartiere, für deren Schmutz und Armeligkeit der Platz der Esbekieh nur eine moderne Coulisse ist, in der Richtung von Bulak hinausfuhr.

„Sehen Sie dort jenes arabische Kaffeehaus!“ riefte ihn Eschenburg aus seinem Schweigen. „Dort war es, wo ich Ihrem seligen Vater, dem modernen Bernad, zum ersten Mal begegnete! Ich möchte wetten, daß da hinter der morschen dunklen Galerie noch dieselbe Matte liegt, auf der wir saßen und unser Geschäft verabredeten!“

Stumpfsinnig schaute Wolf hin. Er sah eine Gruppe schmutziger Araber auf zerfetzten Teppichen vor dem niedrigen Hause sitzen; einige zerlumpete Bettler umlungerten dasselbe, ein altes, fruchtig feil haltendes Weib saß daneben, auf ihrem Schooß ein bleiches Kind, dem die Fliegen die frankten Augen verzehrten. Im Sande umher hockten nackte braune Kinder, am Zuckerröhr nagend; von drüben aber winkten die hohen Palmen der Insel Roda und der Jasmin der Gärten von Geseir sandte seine Düfte herüber.

„Die Poesie des Elends!“ sagte Wolf in tiefem Sinnen hinschauend.

„Und sehen Sie dort jene Barken,“ fuhr Eschenburg fort. „Die einen sind mit Baumwollensfrucht beladen, in den anderen sitzt zusammengedauert, von einem Aga bewacht, die Ernte des Sudan, die schwarze Waare, Männer, Weiber und Kinder! Der Menschenhandel ist zwar philanthropisch verboten in Unterägypten, aber man schafft die Waare in's Delta hinab, wo der Rhedive selbst und die reichen Grundbesitzer, die Paschas, sich das Beste herauswählen, um sie in ihre Baumwollensfelder zu schicken.“

„Zur Schande der Menschheit!“ murmelte Wolf bitter. „Wie Sie wollen! Aber da winkt uns Abdul Kerim's arabische Villa! Ein Schwarzer steht schon auf dem Mirador, um unsere Ankunft zu signalisieren... Die Sonne geht eben unter... Hören Sie den Kanonenschuß? Wir sind im Ramadan, er verkündet, daß die Tagesstunden des Fastens vorüber; wir kommen gerade zur rechten Zeit zum Mahl!“

Eine Schaar von Schwarzen empfing Beide vor dem hohen, mit goldenen Suren des Koran überschriebenen Gartenthor und im Binnenhof empfing sie Abdul Kerim, selbst eine hohe Greisengestalt, die mit Respekt auf die ihn

noch überragende seines Gastes schaute und Wolf den Selam, einen Strauß von Lavendel, überreichte.

XLVII.

Keiner von all' denen, die da mit glänzenden Namen als Geladene dem Rufe des verschwenderischen vizeköniglichen Gastfreundes folgten, ahnte, wie viel Elend der armen Fellachen, wie viel Fluch an den Millionen klebte, die da vergeudet wurden, um der Welt Sand in die Augen zu streuen.

Tausende und Abertausende strömten in seiner Residenz zusammen, um dem großen internationalen Schauspiel beizuwohnen, aber mit den Adlern kamen auch die Geier und aus sämtlichen Weltstädten der beiden Hemisphären fanden sich die Spieler ein, die Bauernfänger, die Gauner, Spitzbuben und Hochstapler, namentlich die Ersteren, um hier, wo am offenen Markt, an der Esbekieh die Spielbank einiger griechischen Beutelschneider die Vorübergehenden lockte, wo in allen Spelunken die Roulette von Banditen umgeben, die den Glücklichen mit einem Messerstück um seinen Gewinn erleichtern, eine große Messe zu halten.

Und zu diesem Zweck hatte auch Eschenburg mit seinen Spießgesellen von langer Hand seine Verabredungen getroffen. Er, der hier den Boden kannte, einen Boden, wie er nirgends so günstig, der nur zu winken brauchte, um unter der Menge von Strolchen aus allen Nationen, die hier bei dem Mangel an einer wohlorganisirten Polizei und unter dem Schutze der Konfularjurisdiktion straflos ihr Unwesen trieben, die gewandtesten Agenten zu seiner Verfügung zu haben, er rechnete hier auf einen glänzenden Markt und hatte dafür seinen ganzen Stab von falschen Spielern hieher beordert.

Sein Erstes war es gewesen, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen, und diese gingen so weit, daß er sich sogar mit dem von der Polizei selbst gefürchteten Haupt einer notorischen, aus Griechen und Maltesern bestehenden Mörderbande schon am Tage nach seiner Ankunft in einem Kaffeehause die Hand schüttelte, was in diesem Lande keine Schande, sondern nur eine beneidenswerthe Garantie der Sicherheit für Person und Eigentum war.

Wie in seiner Heimat, erstreckte sich — und das ist wiederum hier nichts Ungewöhnliches — seine Bekanntschaft über alle Stände, vom Minister bis hinab zum Besitzer einer Garküche, zum Kaffir, dem Wächter eines vornehmen Hauses, und zum Kamassien der Konfulate. Er kannte Alle, soweit sie ihm nicht inzwischen weggestorben waren, und in Manchem, den er ehemals als Lumpen oder Eselsreiber gekannt, begrüßte er jetzt einen hochgestellten Beamten, der seine Carrière über andere Lumpen hinweg gemacht, wie das ebenfalls hier nichts Außerordentliches ist.

Eschenburg fühlte sich, wie gesagt, zu Hause; er spielte die Rolle eines Landesherrn in den Augen der Fremden, deren Bekanntschaft er im Hotel suchte, gewann durch sein Gesellschaftstalent einen Kreis zum Theil illustrier Gäste um sich, widmete aber in zärtlicher Besorgnis alle Zeit, die er den Anderen entziehen konnte, dem melancholischen Freunde.

An dem Abend, an welchem er mit diesem von der Besichtigung des Landhauses in's Hotel zurückkehrte, verkündete er der auf der Terrasse versammelten Gesellschaft, daß er in einigen Tagen mit seinem Freunde ein reizendes Nisschläßchen beziehen werde, und lud sie Alle zu sich als Gäste. Und sie nahmen die Einladung natürlich mit Enthusiasmus auf, denn Alle hatten das Bedürfnis, sich diesem Kenner des Landes, der Sitten und der Sprache anzuvertrauen, namentlich als Eschenburg mit distreter Miene versprach, ihnen auch die geheimsten Geheimnisse zu erschließen.

Wolf blieb auch heute in seiner Apathie all' dem gegenüber und hörte nur mit halbem Ohr. Ihm gefiel es nicht, daß Eschenburg das romantische Landhaus zum Karawanseirai aller dieser ihm wildfremden Menschen machte; ihm gefiel auch die Geschäftigkeit nicht, mit der er sich namentlich die jungen, mit Aufwand reisenden Lebemannern in den sich allmählig bis zum Dach füllenden großen Hotels zu verpflichten suchte. Es erging ihm, wie es oft ergeht: man sieht in einem Freunde plötzlich Den nicht mehr, den man bisher in ihm gesehen.

Ueber die Brüstung der weiten Steinterrasse gelehnt, auf welcher die Engländer ihren Cocktail, die Deutschen ihr Bier tranken und Alle in lebhafter Unterhaltung begriffen waren, schaute er scheinbar gedankenschwer und doch ohne positive Vorstellungen hinaus zu den dunklen Kronen der den Platz umgebenden Sykomoren, auf die Bettler, die Eselsjungen, die Zauberer, Schlangenschwörer und Skorpionenbändiger, die sich ihm zu Füßen sammelten, um ein paar Sabainen zu erhaschen, während in den Laternen des Platzes vor ihm die Lichter eins nach dem andern aufflammten.

Er war so lebensmüde. Wieder wie damals wußte er nicht, was er wollte, und ein quälendes Gefühl sagte ihm endlich, daß wenn er das Beste, Höchste habe, was der Mensch begehren könne, er es nicht zu schätzen im Stande sein werde.

Er war einmal nicht anders, aber er hätte anders sein mögen und stellte sich täglich die Frage, wie man das anfangen. Ein Weib, hatte er gemeint, sei der beste Anker, durch den die planlose Leben zu festigen, aber den Irrthum hatte er schwer bezahlt.

Den Irrthum! Hatte er in ihm gelegen? Ein Theil desselben freilich wohl; er verhehlte es sich nicht mehr, aber was gab es, das ein Weib berechnen könnte, die eigene und des Gatten Ehre... Ein Weib wie sie, die ihm Zärt-

lichkeit geheuchelt... Nein, konnte sie heucheln, sie mit der kindlichen Innigkeit ihres Wesens?

Aber sie hatte es gekonnt, hatte vermocht, in sich zu vergraben, was für diesen Anderen noch in ihr lebte, bis es durch seinen Anblick wieder aufgelobert... Sie konnte nicht lügen, hatte sie ihm damals mit so treuherziger Miene gesagt, und sie hatte es dennoch gekonnt.

All' der Hochmuth, all' die Störrigkeit seines Charakters verschwammen in einem Gefühl des Schmerzes, der ihm das Herz zusammenzog, wenn er an dieß Erlebnis zurückdachte, und denken mußte er jetzt daran, seit bei seiner Rückkehr von dem Landhaus in das Hotel der erste Kapitän des Dampfers, der ihn und sein junges Weib damals von Gibraltar nach Marseille getragen und mit seinem Schiffe jetzt im Hafen von Alexandria lag, nichts ahnend von der so frühen Trennung der beiden Gatten, ihm von dem der wenigen Tagen erfolgten Ableben des Don Armero gesprochen, als wisse Wolf davon, als nehme er an, daß dieser nach den Festlichkeiten seine Gattin abholen werde, die, wie man erzählt, mit ihrer kranken armen Schwester am Sterbebette gewesen und als die einzige Erbin des reichen alten Kaufmanns betrachtet werde.

Das war die erste Nachricht, die er über Lucy erhielt. Sie also war drüben in ihrer Heimat, sie und die kranke Ernesta! Er dachte milder über die Letztere, seit er ihr Schicksal kannte, aber die Andere, Lucy... Und war auch dieser Andere drüben, oder was war sein Loos geworden, nachdem er ihn blutend auf dem Plage gelassen?

Aber sie lebte ja nicht mehr für ihn, durfte nicht mehr für ihn leben. Es war eben nur eine Beruhigung für ihn, zu wissen, daß sie geborgen... Aber hatte sie eingewilligt, daß die Kirche ihre Ehe getrennt, wie ihm Eschenburg als unfehlbar vorausgesagt? Dieser Kapitän hielt ihn noch für ihren Gatten, wußte man wirklich nichts von dieser Trennung?

Er riß sich los von diesen Gedanken, die ihn so heftig bestürmten. Er suchte in sich Interesse für das bunte, lärmende Treiben zu seinen Füßen, das bei eben schnell herabsinkender Nacht die Laternen der Terrasse so grell beleuchteten, und folgte den einzelnen Gestalten der Europäer, die sich unter ihm in das Gewühl mischten.

Und da war's ihm, als habe er selbst, wie er da hauptsächlich auf die Brüstung gelehnt, die Aufmerksamkeit einer weiblichen Gestalt erregt, die in dunkler fränkischer Kleidung sich aus dem Schatten der Sykomoren hastig durch die Volksmenge drängte, unter die Terrasse trat, zu ihm hinaufschaute, als suche sie sich zu vergewissern, dann ebenso schnell das Antlitz wieder fortwandelte, als eben Eschenburg, die Hand auf seine Schulter legend, neben ihn trat, und hierauf unter der Menge verschwand.

Betroffen war Wolf zurückgefahren. Aufgerichtet, Eschenburg's nicht achtend, lugte er hinaus, aber der Staub des Platzes, der wie ein goldiger Nebel im Lichte der Laternen die Atmosphäre verdichtete, das Gedränge, das sich der Fremden willen vor dem Hause bewegte, das Dunkel unter den hohen Bäumen verengte den Sehkreis. Die Gestalt war verschwunden.

Zerstreut machte er sich von Eschenburg los. Ohne ihm zu antworten, verließ er die Terrasse und mischte sich unter die Menge. Ihn mußte jene Gestalt, wenn sie noch in der Nähe, über die zerlumpten arabischen Bettler und die hungernden Fellachen herausragen sehen, aber er selbst suchte vergebens.

Mit klopfendem Herzen lehnte er sich endlich an einen der riesigen, mit Judasfeigen überfüllten Stämme; die Arme gekreuzt über der unruhigen Brust, schaute er nach allen Richtungen. Der Lärm dauerte fort, die Fruchthändler umschrien ihn, die Fiaker jagten an ihm vorüber und in den offenen Kaffeehäusern schwahte eine bunte Gesellschaft durcheinander — er wartete vergebens.

„Und dennoch kann es nicht Täuschung gewesen sein!“ murmelte er noch immer erregt. „Aber wie kommt sie hieher! Ich sah sie nicht mehr seit jener verhängnisvollen Nacht... Suchte sie Eschenburg, ihren Theim, warum erschraf sie vor ihm, als er zu mir trat!... Er sprach nie mehr von ihr... Aber wie sie so elend ausah, nur ein Schatten von ehemals! Und wie geisterhaft ihre Augen mich anstarrten!... Es ist zwar nichts Erstaunliches, aus weiter Ferne sich hier zu begegnen, aber sie, ein Weib... was sucht sie hier?“

Er wartete lange, lange und immer vergebens. Er suchte auf dem ganzen Platz, schritt die Muffeln entlang den Rialto Kairos, aber keine Spur von ihr. Und was wollte er von ihr? Wußt' er es denn? Ihn trieb nur das Verlangen, sie wiederzufinden. Und was hätte er sie fragen können, das ihm nicht seine eigenen Augen bezeugt?

„Es ist genug!“ rief er endlich sich selbst zu. „Was tobt ist, mag todt bleiben!“ Er suchte seine Wohnung erst spät in der Nacht.

Der Portier des Hotels meldete ihm bei seinem Eintreten, Herr von Eschenburg erwarte ihn noch in einem der hinteren Salons. Unschlüssig folgte er diesem Geboten. Vielleicht hatte Eschenburg eine Nachricht für ihn, die mit dieser abendlichen Vision in Zusammenhang.

Gedäuscht in seiner Erwartung, trat er in den von Fächerpalmen und hohen Dracänen decorirten Raum, in dessen Mitte sich ein Theil der ihm schon bekannten Gäste theils stehend, theils sitzend um einen Tisch gruppiert. Arabische Diener in weißen Kostümen servirten Früchte und kühlende Getränke; der Champagner erhigte ihre Gesichter.

und mehr noch that es vielleicht die Leidenschaft, denn — man spielte.

Langsam herantretend, stand Wolf einige Minuten lang (schon am Tisch, ehe Eschenburg, der die Bank hielt, ihn bemerkte. Sein Blick schweifte über die Gesellschaft und nicht ohne einige Ueberraschung. Da saß nämlich ein halbes Duzend derselben Herren, die er in Berlin um den Tisch des bekannten Hotellsouterrains gesehen, eifrig pointirend, gewinnend und verlierend, wie eben die Karten fielen.

Das Bild vor ihm hatte eine frappirende Ähnlichkeit mit den Abenden, an denen er oft ganz bedeutende Summen verloren, aber wie er unbemerkt jetzt da stand mit so nüchternen, abgespannten Sinnen, erschien es ihm doch anders als damals.

Diese Herren waren respectable Männer, bekannte Geschäftsleute, pensionirte Offiziere, Rittergutsbesitzer, die ihre Renten in der großen Welt verzehrten; sie waren ihm dabei vielfach begegnet, er hatte nie Zweifel in ihre Achtbarkeit gesetzt, und Eschenburg war es jedenfalls gewesen, der sie zu der Reise hieher überredet.

Dieser bemerkte ihn jetzt, als er, wahrscheinlich ihn suchend, nach einer Taille aufblickte, in welcher bedeutende Summen auf dem Spiel gestanden.

„Ah, Hangenstein! Wo stecken Sie?“ rief er heiter. „Sie spielen nicht?“

Wolf schüttelte ablehnend den Kopf.

„Es würde Sie zerstreuen! Morgen ziehen wir ja in unsere Einliebslei.“

„Sie selbst veranlagten mich ja, mit meinem Kreditbriefe erst nach den mohammedanischen Festtagen zum Bankhause zu gehen!“

„Keine Entschuldigung! Sie wissen, daß meine Kasse die Trübe!“ Er warf ihm ein Päckchen mit Tausendfrankennoten hin.

Wolf blieb in seiner Abneigung und schob die Noten zurück. Er nahm den Stuhl, den ihm auf Eschenburg's Wink einer der Schwarzen brachte, und schaute, das Kinn in die Hand gestützt, dem Spiele zu. Eschenburg beobachtete ihn heimlich.

„Er fällt mir aus den Windeln!“ murmelte dieser unwillig vor sich hin und reichte die Karten einem seiner neben ihm stehenden Freunde, um sie coupieren zu lassen.

Wolf saß wie regungslos da; seine Augen folgten unverwandt den Chancen des Spiels, und so saß er wohl eine halbe Stunde unter der Wirkung eines sich allmählig bereitenden geistigen Dämmerungsprozesses.

Wie einstmal, wenn er früh bei Tagesgrauen, auf dem Deck des Schiffes liegend, erwacht und in den über ihm sich wälzenden Nebelwust geblickt, wenn dann eine frische und kräftige Brise in die graue Dunstmasse gefahren, sie mitten auseinander gerissen und das Auge des Lichts, die Sonne ihn beschien, so traf auch hier plötzlich ein Strahl seines unwirklichen Geistes, aber nicht ihn erwärmend — ihn durchschauend.

Heftig erhob er sich vom Tisch, bahnte sich den Weg durch die hinter ihm Stehenden und verließ den Salon.

An Ruhe war für ihn nicht mehr zu denken. Am offenen Fenster saß er den Rest der Nacht hindurch und starrte hinab auf den todesstillen Platz, bis mit dem ersten Schimmer, der von Osten das blaue Firmament wie mit schüchternem Bronze überzog, der Halse aus dem Sptomoren sein unheimliches Pfeifen ertönen ließ und der Jamm von den Minarets die Gläubigen zum ersten Gebete rief.

„Was geschehen, das ist geschehen!“ murmelte Wolf, sich erhebend. „Aber Gewissheit will ich haben, um ihm nicht Unrecht zu thun! War's nicht wie eine Warnung, daß jenes junge Weib mir heut Abend erschien, und den Arm vor das Gesicht streckend, verschwand, als er zu mir trat? ... War's vielleicht nur eine warnende Vision, ein Vorbote meiner Erkenntniß? ... Und wenn ich Recht hatte, diese Nacht ...“ Er fuhr mit den Händen zur Stirn und preßte sie an dieselbe ... „Hölle und Teufel, war ich ein Kind, der ich so blind, so unschuldig mich von diesem Menschen umgarnen ließ, daß ich ihm Alles, Alles anvertraute ... Aber ich will Klarheit, ich will ihn nicht verurtheilen! Licht will ich haben! Ich will heute mit ihm hinausgehen; ich fürchte ihn nicht, er soll nichts von meinem Mißtrauen wissen, aber Licht haben will ich.“

Und wie es, als er grübelnd wieder am Fenster stand, vor ihm Tag ward, so ging's auch in ihm auf, heller und klarer, wie eben das Licht der Erkenntniß die einzelnen Momente seines jüngsten Lebens beleuchtete. Aber es fehlte allgemach auch die Stimme in ihm nicht, die wieder für ihn sprach. Eschenburg hatte ihm zu Anfang seine Bedenken gegen eine so übereilte Vermählung nicht verschwiegen; er hatte, als er ihm in Florenz wieder begegnete, dieselbe als ein Geschehnis betrachtet, dem die beste Seite abzugewinnen sei, hatte seiner Gattin die höchste Achtung bewiesen und gegen sie zu sprechen erst gewagt, als er mit dem Zeuge ihrer Schuld geworden. Eschenburg hatte bis zum letzten blutigen Moment an seiner Seite gestanden, und wenn er Lust am Spiel fand, war er nicht ein verwegener Mann, der es konnte, und durfte er ihm einen Vorwurf aus seinen Spielverlusten machen? War es Eschenburg's Verbrechen, wenn er, Wolf, gespielt und verloren hatte? Eschenburg war eben glücklich im Spiel, und das war er nie gewesen.

Er wollte nicht voreilig verurtheilen, wo er selbst wohl der Schuldigste war.

Als er am Vormittage im Speisesaal am Frühstück saß, trat Eschenburg zu ihm.

„Sie waren schlechter Laune gestern Abend, lieber Freund,“ sagte er lächelnd, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Uebrigens thaten Sie wohl, nicht zu spielen; einige der fremden Herren hatten eine ganz erstaunliche Veine, namentlich der Russe that einige gewaltige Coups, die mich zwangen, schließlich die Bank abzugeben und mit seinem Glück zu gehen. Das rettete mich ... Abdul Kerim's Bote meldete mir soeben, daß er bei Tagesanbruch mit seinen Frauen und Kindern abgezogen, daß er seine Sklaven, männliche und weibliche, auch den Koch zurückgelassen, denn er hat das Alles auf seiner Besitzung bei Mansurah. Ist's Ihnen recht, so ziehen wir heute Mittag hinaus, um Alles in Ordnung zu stellen zum Empfang unserer Freunde. Ich habe nämlich die Herren für morgen Abend zu einer Soirée alla turca bei uns eingeladen, und werde heute Mittag beim Lunch auch die Uebrigen einladen. Da wir im Ramadan sind, wird unsere Soirée echt orientalisirt mit dem Kanonenschuß bei Sonnenuntergang beginnen. Ich habe dafür heute noch einige Arrangements zu treffen, ein arabisches Orchester und ein Chor von Almehs, von Tänzerinnen, und einige arabische Zauberer zu bestellen; dazu kommt Feuerwerk in den Gärten, Illumination; Sie werden selbst staunen, lieber Freund! Sollte aber zum Schluß noch ein kleines Tempelchen aufgelegt werden, so machen Sie kein so brummiges Gesicht wie gestern. Es sind mir mehrere Herren, namentlich der Russe, von gestern Revanche schuldig geblieben, und da nach dem großen Feste Alles wieder auseinander flieht, muß man bei Zeiten für Genugthuung sorgen. Schließlich,“ setzte er betonend hinzu, „bin ich der Aeltere von uns und weiß, was ich thue; ich habe hier von früher her unbeschränkten Kredit bei dem arabischen Bankier, durch dessen Hände damals bedeutende Summen von mir gingen, und stehe auch Ihnen im Nothfall mit diesem zur Verfügung.“

Wolf, wie er Eschenburg sich in heiterster Laune zum Frühstück setzen sah, machte sich Vortwürfe über sein Mißtrauen — und dennoch blieb es in ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Markt an der Mottlau in Danzig.

(Bild S. 373.)

Danzig liegt auf dem linken Ufer der Weichsel, etwa eine starke Stunde von der Mündung. Es mag gegenwärtig gegen 100,000 Einwohner haben. Die Stadt wird von den beiden kleinen Flüssen, der Radaune und der Mottlau, in mehreren Armen um- und durchflossen, welche sich vereint gleich unterhalb in den großen Fluß ergießen. Landeinwärts lehnt sie sich an den Höhenzug, der den Keilenden schon auf der Herfahrt von Zoppot und weiterhin begleitet und hier auf dem Hagelsberg und dem durch keine Aussicht berühmten Bischofsberg die mächtigen Werke trägt, welche Danzig zu einer der stärksten Festungen machen. In dieser, überall noch durch andere Werke und durch die verschiedenen Wasseradern vergrößerten Befestigung hat sich die eigentliche Stadt nur nothgedrungen eng zusammen und ungewöhnlich hoch aufgebaut — es mußte innerhalb der schützenden Befestigungen eben vor Allem Platz geschafft werden für eine unverhältnismäßig große Einwohnerzahl.

Und nun folgt mir, so berichtet ein begeisterter Tourist, der den interessanten Hafenplatz kürzlich besuchte, in die Stadt und ihre Gassen, — denn nur so heißen diese Verkehrswege hier und sind, wenn wir die herkömmliche Unterscheidung zwischen dieser Bezeichnung und den „Straßen“ festhalten, in Wirklichkeit nichts Anderes, so eng sind sie und häufig so unregelmäßig und — wenigstens von Hause aus — auch so schattig, fast mehr, als wir es in anderen mittelalterlichen Städten heutzutage noch erhalten finden. Ich muß aber hier sogleich einem möglichen Mißverständnis entgegenreten: das, was man gewöhnlich unter einer „mittelalterlichen“ Stadt versteht, ist Danzig, trotz mancher aus jenen Jahrhunderten stammenden Baumerke, im Grunde ganz und gar nicht. Seine Hauptblüte fiel in das 16. und 17., ja selbst noch in's 18. Jahrhundert, die Mehrzahl seiner Gebäude stammt aus diesen Zeiträumen, und der Baustyl hat, mit Ausnahme weniger, immerhin vereinzelter Reste, mit dem eigentlich deutschen mittelalterlichen, das ist mit der Gotik, wenig oder gar nichts zu thun. Die reichen und kunst sinnigen Danziger holten zur Zeit der Renaissance ihre Muster mehr aus Italien, den Niederlanden und Frankreich, wozu sich später auch Barock- und Zopfbauten gesellten, so daß wir hier ein wunderliches, aber dennoch hochinteressantes Gemisch von Baustylen vor uns haben.

Setzt in diese Straße hinein. Eng zieht sie sich hin, hoch erhebt es sich an ihren Seiten, Haus an Haus, thurmgleich aufstrebend in der schmalsten Front, das eine ein bißchen niedriger, das andere ein wenig höher, aber von unten bis oben fest zusammengeschlossen und nur durch die kleinen, hier nüchternen, dort verschönten Giebel geschieden, welche nicht den Haupttheil des Gebäudes, sondern nur den unvermeidlichen und allernothdürftigsten Abschluß bilden. An Fenstern zählen diese Häuser drei, zuweilen auch nur zwei in der Etage, welche überdies hart zusammengedrückt sind. Dafür erheben sie sich aber in vier, fünf und noch mehr Stockwerken über einander, bis dann ein einzelnes oder allenfalls ein „Oghenauge“ in der Giebelspitze den Abschluß bildet. Erklärlich ist diese Bauart wohl, da wie gesagt die unverhältnismäßig große Zunahme der Bevölkerung die Leute zwang, den beschränkten Raum in die kleinsten Plätze zu zerlegen und in die Höhe zu bauen. Nur in die Tiefe hinein bewegte man sich verhältnismäßig freier, und diese Häuser erstrecken sich daher auch rückwärts so weit wie irgend möglich, bis zum kleinen Hof, der vielleicht noch durch ein Querhinterhaus und schmale, verbindende Seitenbauten eingeengt wird, ja selbst bis zur nächsten Parallelstraße. Natürlich haben dann

diese Baumerke, was sie vorn an Licht zu viel haben, im Innern und hinten hinaus zu wenig.

Das Wasser bringt ein eigenthümliches Leben in diese sozusagen idyllische, alterthümlich gebaute Großstadt, das weist auf einen bedeutenden Handel und Verkehr zur See hin, und die Bevölkerung, welche sich hier drängt, ist bunt international, wie an allen großen Seep lägen. Einen sehr belebten Theil der alten Stadt von der Wasserseite zeigt uns die Illustration Seite 373 in dem Markt an der Mottlau, wo besonders die Landesprodukte für den Gebrauch der Stadt selbst gelandet und verhandelt werden.

Die „Kinder Gottes“.

Von

Leopold Katscher.

(Nachdruck verboten.)

In meinem Buche: „Bilder aus dem englischen Leben“ (1880) findet sich ein im Jahre 1875 geschriebener Aufsatz über: „Ein Weib als Sektenerhaupt“. Es war die im „Neuen Forst“ bei Southampton hausende „Shaker“-Sekte. Seitdem diese sonderbaren Schwärmer, größtentheils Mitglieder des jarten Geschlechts, aus ihrem bequemen und großen Heim, dem „New Forest Lodge“, verjagt wurden, weil sie es unter ihrer Würde fanden, den Mietzins zu bezahlen, hatte ich neuerdings Gelegenheit, ihr Thun und Lassen zu beobachten, und ich will meinen liebenswürdigen Leserinnen das Ergebnis meiner Beobachtungen mittheilen.

Die von Mrs. Girling vor etwa anderthalb Dezennien gegründete Schüttlersekte, die vor acht Jahren noch über hundert Mitglieder zählte, ist auf heutzutage „Brüder und Schwestern“ — davon sind mindestens zwei Dritteltheile Schwestern — zusammen geschmolzen. Ging es der Gemeinde der „Kinder Gottes“ — so nennen sie sich selbst — schon zur Zeit meines ersten Besuches schlecht genug, so sind ihre materiellen Verhältnisse jetzt die denkbar ärgsten, — sie nagen ganz einfach am Hungertuch. Nicht als ob sie nicht in der Lage wären, ihr Brod zu verdienen; sie sind nicht arbeitsunfähig; wollten sie, so könnten sie sich anständig ernähren. Allein ihre Lehren verbieten ihnen die Veräußerung der Früchte ihrer Arbeit für Geld; auch wollen sie beisammen leben. Sie unterlassen es daher, einem Broderwerb nachzugehen. Ihre Anschauungen über Kauf, Verkauf und Arbeit — verblüffende volkswirtschaftliche Theorien! — ergeben sich am bestdeutlichsten aus den folgenden Stellen eines Briefes, den das weibliche Oberhaupt dieser merkwürdigen Sekte vor etwa zehn Jahren an ein englisches Blatt richtete:

„Gestattet uns das Geheiß der Liebe, einem Menschen behüßlich zu sein, sich selbst zu Grunde zu richten? Sagt doch der Prophet Jesaja: Wehe Jenen, die Haus an Haus, Feld an Feld fügen, bis sie keinen Raum mehr finden! Und der Pfalmist erklärt: Die Erde gehört dem Herrn.“ (Dieß macht, daß kein Irdischer das Recht hat, Miethzins zu fordern.) Im Neuen Testament steht geschrieben: Gehet, ihr reichen Leute, weinet und heulet ob des Glends, das über euch kommen wird! Eure Reichthümer sind verderbt. Euer Gold und Silber ist verrostet und der Rost soll gegen euch Zeugniß ablegen. Ihr habt Schätze auf Schätze gehäuft; der von euch betrügerischerweise zurückgehaltene Lohn der Arbeiter, die euer Feld bebauen, schreit wider euch. Wir dürfen solchen Leuten in ihrem Selbstruin nicht beistehen; wir dürfen ihnen durch unsere Arbeit nicht dazu verhelfen, Schätze anzuhäufen, die unselbstbar zu ihrer Verdammniß in der künftigen Welt führen müssen. Als Kinder Gottes sollten wir ihnen zeigen, wie sie irren, und wir thun das, indem wir uns weigern, für sie zu arbeiten und uns an dem im Kaufe und Verkaufe liegenden Unrecht zu beteiligen. Die Kinder Gottes sollten eine Familie bilden und nicht von einander laufen oder einander Gewinn abnehmen. Jesus und seine Jünger kauften zwar, aber sie ver kauften nicht. Wird es auch im Himmel Schaden geben? Wir tauschen mit unseren Brüdern aus, was wir und sie benötigen, und wir kaufen anderweitig, was wir müssen, aber wir ver kaufen nichts, denn wir könnten nichts verkaufen, ohne mit den Ausbeutern der Armen in Berührung zu kommen. Ein Beispiel: Ich verfertige einen Artikel und verkaufe ihn um vier Pence; der Käufer verkauft ihn für sechs Pence, der nächste Besitzer für acht Pence. Bis der Artikel in die Hände des armen Mannes gelangt, kostet er zehn Pence oder einen Shilling. Es ist sonnenklar, daß wir als Kinder Gottes ein dem Geheiß der Liebe so entgegengesetztes System nicht unterstützen können.“

Als ich an der Einzäunung des unfruchtbaren Stück Landes, auf welchem die wenigen Segeltuchzettel stehen, in denen die „Kinder Gottes“ jetzt leben, wartete, kam ein hagerer, hungrig aussehender Mann heraus und bestätigte mir auf mein Befragen, daß ich die neue Shakerkolonie vor mir habe. Er fragte auch gleich, ob ich dieselbe besichtigen wolle und erbot sich, unterdessen meinen Manteljack zu bewachen. Als ich bejahte, bat er einen andern Mann, der zufällig hervortrat und den er mit „Bruder“ an sprach, mir als Führer zu dienen. Mein Cicerone war ein Jüngling von hohem Wuchs, gutem Bau und hübschen Zügen mit sanftem, einnehmendem Gesichtsausdruck. Er plauderte rüchloslos über „die Familie“ — d. h. die Gemeinde — ihre Verhältnisse und ihre Lebensweise. Ohne Bitterkeit gestand er, daß ihr irdisches Loos ein hartes sei. Er schrieb dieß dem Umstande zu, daß die Augenwelt die geistliche Mission der „Familienmutter“, Frau Girling, nicht anerkenne. Dagegen sah er mit vollem Vertrauen in die Zukunft, die den Shakern Glück und Heile bringen werde; dann wurde die ganze Erde der Familie der Kinder Gottes angehören. Vorderhand freilich ist dieses herbeigekehrte goldene Zeitalter noch sehr, sehr weit im Felde; die bedauerlichen Opfer einer geistlichen Selbstäußerung leben einstweilen im größten Glend.

Die Zelte der Männer enthalten kaum etwas Anderes als armelige Betten, in denen je zwei „Brüder“ schlafen. Auch in den Weiberzelten sieht es nicht viel besser aus; hier schlafen je zwei „Schwestern“ beisammen. Die Zusammenkunftszelte stehen an Beaglichkeit sehr weit hinter den Plauderzimmern der englischen Armenversorgungshäuser zurück. Die einzigen Gegenstände darin, die nicht zu den unbedingten Nothwendigkeiten des Lebens gehören, sind ein Klavier und ein Harmonium. Ich bemerkte einige Defen, doch enthielten dieselben sehr wenig Brennstoff — mein Besuch fand an einem Winteranfang statt — obgleich im

Hofe recht viel Coals aufgestapelt war; offenbar wollten die guten Leute mit dem ihnen wahrscheinlich von einem Kohlenhändler geschenkten Brennmaterial haushalten. Die ganze Kolonie machte den Eindruck des Unfreundlichen, Freudlosen. Von den Ansiedlern selbst gilt dies freilich nicht. Die Gesichter deuten auf Milde und Gelassenheit. Viele sehen abgemagert und hungrig aus, ohne daß ihre Blicke streng oder hauerlöpisch wären. Der übermäßige Glanz der Augen einiger Mädchen läßt unverkennbar auf eine durch Entbehrungen verschlimmerte Schwächlichkeit der Konstitution schließen; allein selbst in diesen Fällen fehlt es weder an Frohsinn und Ruhe, noch an hoher Bescheidenheit und Unaufdringlichkeit.

Ich glaubte nach einiger Zeit meinen Führer fragen zu sollen:

„Habt ihr genug zu essen?“

„Nein,“ antwortete er.

„Kommt die oft oder selten vor?“

„Am allerhäufigsten.“

„Was habt ihr heute gegessen?“

„Wir hatten zum Frühstück Brod, Thee und Pudding.“

„Was werdet ihr heute noch essen?“

„Ich weiß nicht, ob wir überhaupt etwas haben werden.“

Auf mein weiteres Drängen theilte er mit, daß es viele Tage gebe, an denen die „Familie“ vier- undzwanzig Stunden lang keinen Bissen zu essen habe. In der meinigen Besuche vorübergehenden Woche kam es vor, daß die ganze Gemeinde volle sechsunddreißig Stunden hindurch keine Nahrung zu sich nehmen konnte; erst die auf etwa zehn Mark bewertete Spende eines mitleidigen Londoners machte dem langen Fasten ein Ende. Die Leute leben förmlich von der Hand in den Mund; da ihr Kredit in den Kaufläden und bei den Gewerbetreibenden längst erschöpft, sind sie auf die Wildthätigkeit einiger getreuen Freunde, sowie der wenigen Besucher, die zufällig sich in ihr Lager verirren, angewiesen. Die Bevölkerung der Nachbarorte und der angrenzenden Bezirke nimmt es den „Schüttlern“ sehr übel, daß sie nicht arbeiten wollen; daher läßt sie die seltsamen Heiligen unbekümmert hungern. Die Bauern, welche sich tüchtig abradern, um ein frugales Leben fristen zu können, verachten die „Kinder Gottes“ und vermeiden es, mit ihnen zusammenzukommen.

In geschlechtlicher Hinsicht bilden die Schüttler den direkten Gegensatz der Mormonen; weit entfernt, Vielweiberei zu treiben, mißbilligen sie die Ehe überhaupt. Selbst ihre ärgsten Gegner geben zu, daß die absolute Keinheit ihres Lebenswandels über jeden Zweifel erhaben ist. Wie in Sachen der Volkswirtschaft, sind sie auch in dieser Beziehung Prinzipienfanatiker. Das Celibat ist einer der Ecksteine des Girdling'schen Religionsystems, und es wird in der Praxis streng durchgeführt. Sie verdammen die Ehe nicht absolut, allein sie halten ihr Gegentheil für gottgefälliger. Verlieben sich zwei Mitglieder der „Familie“ ineinander, so heirathen sie, verlassen aber die Kolonie und leben außerhalb derselben; es steht ihnen alsdann frei, in allen übrigen Dingen nach den Satzungen der „Mutter“ zu leben. Doch kommt ein solcher Fall selten vor.

Der Grund und Boden wird von den Männern bestellt, allein es gibt da wenig zu bestellen, abgesehen davon, daß es ihnen an den nöthigen Geräthschaften mangelt; sie produziren nur die ganz

gemeinen Gemüthsgattungen. Die Weiber beschäftigen sich mit der Blumenzucht in einem Garten; niedrige Arbeit zu verrichten gestatten ihnen die galanten Männer nicht. Ein Anflug von den Verhältnissen in dem vielberufenen Amazonasstaat! Ferner obliegt den Damen die Anfertigung und Ausbesserung — mehr Ausbesserung als Anfertigung — ihrer Kleider. Die wenigen zur Befriedigung ihrer geringfügigen Bedürfnisse erforderlichen Arbeiten lassen der „Familie“ recht viel freie Zeit übrig, welche zu geselligem Verkehr verwendet wird. Gelesen wird sehr wenig; die Mädchen ziehen bei schönem Wetter das Umherlaufen oder Spielen im Garten vor. Jeweilen veranstaltet Frau Girdling ein Erholungsfezt, an welchem ihre sämtlichen Anhänger theil-

nehmen. Wenn die armen Hungerleider häufig genug heiter und lustig sind, so läßt sich schwer entscheiden, ob dies trotz oder in Folge ihres Martyriums der Fall ist; wahrscheinlich das letztere, denn das Leiden für Ueberzeugungen ruft nicht nur das fanatische Festhalten an diesen hervor, sondern verleih auch Seelenruhe und ein frohes, zuversichtliches Gemüth.

Wo von einer Sekte die Rede ist, kann das religiöse Element nicht unberührt bleiben. In diesem Punkte ähneln die „Kinder Gottes“ einigermaßen den Confucianern: ihre Religion ist nämlich mehr kontemplativer als thätiger Natur. Sie hängen mystischen, recht unklaren Meditationen nach und halten selten einen bestimmten Gottesdienst ab; zur Zeit meines ersten Besuches thaten sie's, während meines zweiten nicht. Wenn aber die „geistliche

Aufregung“ über sie kommt, so kommen sie Alle in einem Zelt zusammen, um zu beten, zu singen, eine Predigt der „Mutter“ anzuhören — seltsam genug ist das Zeug, das Mrs. Girdling „predigt“! — und zu — tanzen oder vielmehr hysterisch umherzuwippen „zur höheren Ehre Gottes“. Im Uebrigen jedoch haben sie kein „positives Bekenntniß“; sie lesen nicht einmal die Bibel.

Die Haupttugend bleibt das unbeschränkte Vertrauen in's Letzt-oberhaupt, dessen Einfluß ein fabelhafter ist und an dem die „Familie“ mit Leib und Seele hängt, als wäre es die wirkliche Mutter aller New Forest Shakers.

Auch diesmal ließ ich mich wieder dieser merkwürdigen Dame vorstellen. Sie trug ein weißes Sonntagskleid und eine Art ge-

tridter Krone aus weißer und blauer Wolle mit Glasperlenverzierung. Sie ist eine einnehmende Erscheinung: hoher Wuchs, schöne Gestalt, sehr glänzende Augen, reiner Teint, stark markirte Gesichtszüge, angenehmes Lächeln, gewinnende Manieren, sanfte, freundliche Stimme. Sie mag fünf- und sechzig bis fünfzig Jahre alt sein. Sie schüttelte mir die Hand mit recht festem Griff und begann sofort zu plaudern. Sie erkannte mich nicht, und das war mir lieb, denn sonst hätte sie meine vielen Fragen für überflüssig gehalten oder mich eines schlechten Gedächtnisses geziehen; glücklicherweise war das letztere auf ihrer Seite. Wenn eine minder mild beschaffene Person mir gesagt hätte, was Mrs. Girdling mir von ihrer göttlichen Mission auf Erden, ihrer Vorläuferin des Messias, der bedingten Wiederkehr Christi, ihrer Unsterblichkeit, ihrem persönlichen Umgang mit dem Erlöser, der in ihr verkörpert ist, Licht u. s. w. sagte, ich würde sie für verrückt oder betrügerisch gehalten haben. In „Mutter“ der Shakers aber äußert ihre Dogmen in einer Weise, daß sie wie der zuberstehende Ausdruck einer unausrottbaren Ueberzeugung klingen. Ein geistlicher Stolz ist in ihrer Konfession keine Spur zu finden; je ernster sie wird, desto vertraulicher spricht sie den Fremdling als „mein Kind“ oder „mein Sohn“ an. Ich muß beschämt gestehen, daß mein beschränkter Menschenverstand außer Stande war, in dem Vagabund ihres „höheren“ Mystizismus zu orientiren.

Wahrscheinlich wird die Sekte, da sie dem Celibat huldigt, bald aussterben, und auch die sich für unsterblich haltende Frau Girdling wird diesem Schicksal nicht entgehen, obgleich sie nicht den geringsten Zweifel an dem Gelingen ihrer „Mission“ hat. Dann wird es mit dem Wahn, von dem sie befangen ist und den sie auf einige Dutzend gedankenloser Autoritätsanbänger, denen ihre Ueberzeugungstreue imponirte, übertragen hat, zu Ende sein; neue Hunger- und Kältefanatiken werden sich in den Zelten des New Forest künftig wohl kaum mehr um Aufnahme in die „Familie“ der „Kinder Gottes“ melden.

Sinnspruch.

Die Ehr' ist süß, wenn unser Herz uns sagt,
Daß uns der Ehre Kranz gebührt.



Die alten Matrosen. Zeichnung von Oscar Björck. (S. 378.)

nehmen. Wenn die armen Hungerleider häufig genug heiter und lustig sind, so läßt sich schwer entscheiden, ob dies trotz oder in Folge ihres Martyriums der Fall ist; wahrscheinlich das letztere, denn das Leiden für Ueberzeugungen ruft nicht nur das fanatische Festhalten an diesen hervor, sondern verleih auch Seelenruhe und ein frohes, zuversichtliches Gemüth.

Wo von einer Sekte die Rede ist, kann das religiöse Element nicht unberührt bleiben. In diesem Punkte ähneln die „Kinder Gottes“ einigermaßen den Confucianern: ihre Religion ist nämlich mehr kontemplativer als thätiger Natur. Sie hängen mystischen, recht unklaren Meditationen nach und halten selten einen bestimmten Gottesdienst ab; zur Zeit meines ersten Besuches thaten sie's, während meines zweiten nicht. Wenn aber die „geistliche

Die Taufe des Urenkels.

Die Liebe des deutschen Volkes zu unserem Kaiser Wilhelm hat der Festgabe „Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“, von Oscar Meding, herausgegeben von Carl Hallberger,

eine so außerordentlich günstige Aufnahme in allen Kreisen der Nation verschafft, daß die Deutsche Verlags-Anstalt dadurch bewogen wurde, dieses volkstümliche Prachtwerk zu dem nationalen Festtage, zum neunundachtzigsten Geburtstag des Kaisers, in erneuter Gestalt erscheinen zu lassen. Dieses Werk ist nunmehr

unter dem Titel: „Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“ soeben dem Buchhandel übergeben worden; es bietet bekanntlich eine sehr ausführliche und völlig zuverlässige Lebensbeschreibung unseres Kaisers Wilhelm, bereichert jetzt durch eingehende Darstellung der wichtigen Ereignisse der letzten Jahre: Kolonial-



Die Taufe des Urenkels im Marmorpalais zu Potsdam.
Aus: „Achtundachtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Verordnungen, Zusammenkunft in Sterniewice, braunschweigische Frage, und ebenso hat sich der Illustrationskünstler vermehrt mit Holzschnittkopien von Originalaquarellen, welche der Kaiser in der letzten Zeit sich hat anfertigen lassen, und deren Veranlassung für das Werk er allergnädigst gestattet hat. Eines dieser Bilder zeigt

hier unser Fest, und wir wollen die historisch merkwürdige Taufbild mit den Worten dem Werke entnehmen und so den Lesern zugleich eine Probe geben von der Ausführlichkeit, der schwungvoll patriotischen Darstellung und der zum Herzen sprechenden Wärme dieses Volksprachtwerkes.

Unter dem Segen Gottes und der liebevollen Theilnahme des ganzen Volkes konnte denn auch der 6. Mai als ein neuer Glücks- und Ehrentag für den Kaiser und das erhabene Haus der Hohenzollern in den Annalen der Geschichte verzeichnet werden. An diesem Tage erblickte des Kaisers erster Urenkel, der Sohn des Prinzen

und der Prinzessin Wilhelm, das Licht der Welt. Im direkten Mannestamm des preussischen Königshauses waren nun vier lebende Generationen vorhanden. Auf den 11. Juni, den Hochzeitstag der bereits mit dem Jubelkranz geschmückten kaiserlichen Großeltern, war die Taufe des ersten zur direkten Nachfolge in der Kaiser- und Königskrone bestimmten Urenkels festgesetzt.

Das Erinnerungsbild zeigt diese für die Geschichte des deutschen und preussischen Volkes so wichtige und so freudreiche Feier, welcher des Kaisers erhabene Verblüdete durch die Bethätigung ihrer Theilnahme einen ganz besondern Glanz verliehen. Der König Albert von Sachsen war selbst gekommen, der Kaiser von Oesterreich hatte als Vertreter seinen Sohn und Erben, den Kronprinzen Rudolf gesendet, der mit dem jungen kaiserlichen Vater des Tausfings in besonders inniger Freundschaft verbunden ist; für den Kaiser von Rußland war der Großfürst Sergius und für den König von Italien der Herzog von Aosta erschienen. Die Taufpaten waren der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin, der Prinz Heinrich und die Prinzessin Vittoria, der Prinz und die Prinzessin Albrecht von Preußen, der Herzog Ernst Günther, die Herzogin Adelheid, die Prinzessinnen Karoline Mathilde und Amalie, sowie der Prinz Christian von Schleswig-Holstein und die Gemahlin des Letzteren, Prinzessin Helene, die Schwester unserer Kronprinzessin, sowie die Prinzessin Pauline von Schleswig-Holstein; dann die Königin von England, der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien, der König von Sachsen, der König der Belgier, der Prinz von Wales, der Kronprinz von Oesterreich, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen und endlich der Fürst von Hohenlohe-Langenburg.

Die Taufe fand in der Josephsgalerie des Marmorpalais zu Potsdam statt. Der neugeborene Prinz wurde während des Taufaktes selbst vom Kaiser, seinem erhabenen Urgroßvater, gehalten und erhielt die Namen Friedrich Wilhelm Viktor August Ernst. Als Friedrich der Große den künftigen König Friedrich Wilhelm über die Taufe hielt, sprach er, über dessen Haupt gebeugt, die Worte: „Il me recommande“.

Unser Kaiser blickte schweigend auf den Urenkel, der in seinen Armen die Weihe als Christ erhielt, aber gewiß wohl mag er in seinem Herzen zu Gott gebetet haben, daß auch dieses kaiserliche Kind wie jeder seiner Nachfolger das Regierungswort seines eigenen Lebens in frommem Glauben und in pflichttreuer Arbeit wieder beginnen und immer weiter fortführen möge; und das Volk, das im Geiste gegenwärtig war bei dem nationalen Familienfeste seines Herrscherhauses, betete nicht minder inbrünstig, daß der erlauchte Tausfing den künftigen Generationen einst sein möge, was der Kaiser Wilhelm seiner Zeit und seinen Unterthanen als erwähltes Werkzeug der Vorsehung hat werden dürfen.

Der Oberhofprediger Dr. Kögel, welcher die heilige Taufhandlung vollzog, hatte denselben Text gewählt, den er auch seiner Weiherede bei der goldenen Hochzeit des Kaiserpaars zu Grunde gelegt: „Nun aber bleibe Glaube, Hoffnung, Liebe, diese Drei: Die Liebe aber ist die größte unter ihnen.“

Und in der That ist selten wohl ein Tausfing bei seiner Aufnahme in den Bund der Christenheit so von reicher Liebe umgeben gewesen als der junge Prinz Friedrich Wilhelm. Auf seinem Haupte ruhten liebevoll die Blicke der kaiserlichen Eltern, Großeltern und Urgroßeltern und so zahlreicher Verwandten. Des ganzen deutschen Volkes liebevolles Denken und Empfinden wendete sich ihm zu, und mit der Liebe verband sich die Hoffnung. Der Glaube aber, den der kaiserliche Urgroßvater so fest und unerschütterlich in seiner Seele trägt, wird auch das Leben des Urenkels dereinst zu segensvollem Wirken und zum Siege in allen Kämpfen kräftigen.

Die alten Matrosen.

(Bild S. 376.)

Sie hatten manchen Sturm mit einander verlebt im bildlichen und wirklichen Sinne des Wortes, denn sie machten je einmal die Fahrt nach Australien auf Segelschiffen, und das will selbst im Seemannsleben etwas sagen, und hatten oft die Taschen voll Gold, und die Stürme, welche sie dann am Lande durchtobten, waren vielleicht noch gefährlicher als die auf der See. Jetzt jedoch liegt jede Art Stürme hinter ihnen — sie ankern im Hafen und haben abgetakelt. An die Vergangenheit denken sie oft, und der Eine fragt den Andern: „Du, weißt Du noch, wie es damals vor Fernando Po war?“ Dann ging ein Erzählen an, und war das fertig, fragte der Andere: „Du, denkst Du noch an die kugelige Geschichte bei Shangai, als ich mir durchaus einen Jopf von einem Gelbgesicht zum Andenken mitnehmen wollte?“ — „Weißt Du noch, die Marie von Brügge!“ — „Und die Seledad von Gibraltar und ihren englischen Schatz, der über meinen Fuß stolperte und dabei in's Wasser fiel, wobei er sich den schönen rothen Rock verlor?“ So plauderten die Alten und dachten vergangener Zeiten. „Ja, wenn man jung bleiben könnte!“ seufzte der Eine. — „Ach was,“ sagte der Andere, „dann hätten sie uns schließlich todtgeschlagen, und dann wär's auch vorbei mit der Jugend!“ Solche zwei tüchtige, sturmgeschüttelte, weitergebräunte alte Theerjaden führt unser Bild uns hier vor. Der geneigte Leser mag noch viel mehr solcher Geschichten aus ihren Gesichtern lesen, ernste und heitere, wir haben hier nur den Ton anschlagen wollen.

Philister.

Ueber die Entstehung der akademischen Bedeutung des Wortes Philister gibt es vielerlei Vermuthungen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit haben die beiden folgenden für sich. Als der Kaiser Maximilian dem Herzog Julius von Braunschweig im Jahre 1576 die Erlaubniß gab, zu Helmstadt eine Universität zu errichten, gab er derselben in den deshalb ausfertigten Stiftungs-urkunden das Bild Simson's, wie er den Löwen zerreißt, zum Wappen. Seit jener Zeit bildete sich der Spottname Philister, welchen die Studenten den Bürgern zu geben pflegten. — Andere sagen wieder, der Superintendent Götz in Jena habe einst einen von den Bürgern im Auslaufe erschlagenen Studenten mit dem Leichenterte Buch der Richter 16, 20: „Philister über dir, Simson!“ beerdigt, und so sei der Name entstanden.

Der Komödiantenvater.

Eine einfache Geschichte

von

Georg Hölzer.

Viertes Kapitel.

Die Freude Diestel's, als er bei seiner Nachhausekunft die Schauspielertuppe bei sich einquartiert fand, war eine ziemlich zweifelhafte. Da er aber im Grunde genommen ein sehr gutmüthiger Mensch war, ließ er sich, trotz seines Widerwillens, von dem lustigen Bälchen erweichen und wies diesem während seines Aufenthaltes im Dorfe die geräumige Scheune zum Nachtlager an.

Aber ein Anderes gab es, das nur zu sehr geeignet war, ihn zu verstimmen.

Schon ehe er sein Haus erreicht hatte, war ihm von Bekannten die Nachricht zugerannt worden, in der Schenke habe es einen Aufruhr gegeben. Ein Bekannter von alter Zeit sei von der Base in einem der Komödianten erkannt worden; diese sei zu Tode erschossen und habe sofort den Betreffenden auf ihr Zimmer geführt. Was dort zwischen den Beiden verhandelt worden sei, vermöge man nicht anzugeben. Man habe nur abwechselnd Schelten und Schluchzen gehört.

Diestel fühlte sich durch diese Neuigkeit sonderbar berührt. Was hatte seine Schwiegermutter für Geheimnisse mit einem Landstreicher? Fast wurde er einen Augenblick an der Frau irre, die er doch nun nahezu ein volles Menschenalter kannte.

Seine erste Frage, als er die Base wieder zu Gesichte bekam, richtete sich natürlich nach dem räthselhaften Vorgang, und die Aufklärung, welche er erhielt, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Der Gedanke war ihm furchtbar, daß der Mensch, welcher über die Familie, die er auch die seine nennen konnte, so unsagbares Elend gebracht, daß dieser Mensch unter seinem Dache weile. Diestel's erster Impuls war, hinauszueiln und dem Frevler irgend etwas anzuthun, aber das Gefühl, daß er es mit einem Schwägeren, einem gleichsam Schutzjüngenden zu thun habe, siegte in dem ehrenhaften Manne und er gab der Regung keine Folge. Als ihm dann die Base Wort für Wort die Erzählung Leuschner's wiederholte, da fühlte Diestel nach und nach den Groll in seinem Herzen schwinden und mildere Gedanken begannen bei ihm die Oberhand zu behalten. Aber was nun machen? Dem sonst so unerschütterlich ruhigen Manne graute vor der Zukunft. Seine Nichte Frieda, das Kind des plötzlich aufgetauchten Bettelkomödianten, liebte er, wie er zärtlicher sein eigen Fleisch und Blut nicht hätte lieben können, und deshalb war es ihm doppelt schredlich, an die nächsten Tage zu denken. Er kannte den harten Sinn des Eichbauern und wußte, daß dieser die Schwiegertochter nur so lange willkommen heißen würde, als das Mädchen unbescholten war. Der aufgetauchte Komödiantenvater war aber in des Eichbauern Augen ein Schandfleck, das wußte Diestel, und die Tochter eines solchen Mannes durfte nie daran denken, als die Sohnesfrau in den Eichenhof einzuziehen, das war nur zu gewiß. Und die beiden jungen Leute hatten sich von Kindheit an schon so lieb gehabt! Diestel brach beinahe das Herz, wenn er an all' dieß dachte.

Rath mußte aber geschafft werden. Nachdem er sich mit der Base verständigt hatte, hielt Diestel es für das Beste, Frieda reinen Wein einzuschenken. Gesagt, gethan. Sie nahmen das noch immer ahnungslose Mädchen mit auf das Zimmer der Base.

Als sie oben eintraten, saß Leuschner auf dem Bett, den Kopf in die Hand gestützt. Bei ihrem Eintritt sprang er auf und blieb mit gefenttem Haupte unbeweglich stehen. Nur ab und zu wagte er es, das Auge zu erheben, und dann streifte Frieda ein unendlich liebevoller Blick.

Diestel räusperte sich und sagte Frieda an der Hand. „Liebe Frieda,“ sagte er zu dem Mädchen, „Du wirst Dich erinnern, was ich erzählt habe, als Du Dich mit Gottfried verlobt hast.“

Das Mädchen sah ihren Onkel angstvoll an. „Ja, lieber Vater,“ sagte sie alsdann zaghaft. „Nun, und siehst Du,“ fuhr Diestel fort, „man hat im Leben Manches zu ertragen, was nicht süß ist, und siehst Manchen wieder, den man schon lange im Grabe wähnte.“ „Was willst Du damit sagen?“ fragte das Mädchen bestrebt.

„Kurz und gut, ich bin kein Freund langer Umschweife. Der Mann da ist Dein Vater,“ sagte Diestel und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

„O Gott, meine Ahnung!“ rief Frieda zurückschauend. Sie wäre gefallen, wenn ihr Ohr sie nicht mit starker Hand aufgefangen hätte.

„Mein Kind, o mein liebes, süßes Kind!“ schluchzte Leuschner jetzt. „Hast Du keinen Blick, keinen Gruß für Deinen Vater?“

Frieda gab keine Antwort. Sie hatte sich bei dem ersten Worte ihres Vaters an die Brust der Base geflüchtet und hing nun an dieser, als ob sie Schutz suchen müsse.

Der Schauspieler strich sich mit der Hand langsam über die Stirne.

„Mein Gott,“ sagte er, „ich kann es noch nicht fassen, daß ich glücklich werden könnte, daß ich ein Kind hätte, ein Wesen, das mich liebt. Ich bin zu lange elend gewesen!“

Und wieder regte sich kein Laut.

Leuschner blickte mit ängstlicher Zaghaftigkeit auf die zarte Mädchengestalt.

„Mein Kind, meine Frieda,“ sagte er mit weicher Stimme, „willst Du mich nicht Vater nennen?“

Und er versuchte seinen Arm um das Mädchen zu legen. Dieses aber schauderte zusammen und stieß einen Schrei des Widerwillens aus.

„Laß mich!“ rief sie empört, „Du bist mein Vater nicht, kannst es nicht sein!“

Dem Schauspieler rannen die hellen Thränen über die eingefallenen Wangen.

„Sieh,“ sagte er in den weichsten Tönen seiner melodischen Stimme, „ich habe Deine Mutter lieb gehabt, sie war meines Herzens Weib und Dich hat sie mir geschenkt. Ach, das war die glücklichste Stunde meines Lebens!“

Das Mädchen hatte sich umgewandt und sah ihren Vater voll an. Ihr sonst so zartes, liebevolles Gesichtchen hatte sich geröthet und aus ihren Augen funkelte eine unsägliche Verachtung.

„So, Sie haben meine Mutter lieb gehabt,“ sagte sie mit eisiger Kälte, „und deshalb haben Sie ihr das Herz gebrochen? Gehen Sie, ich will Ihre Tochter nicht sein!“

„Kind, Kind, Du marterst mich furchtbar!“ schrie Leuschner und rang die Hände. „Ich bin nicht so schuldig, als Du meinst!“

Diestel legte sich nun in's Mittel und gab Frieda in schlichten Worten Mittheilung von der Erzählung ihres Vaters.

Das Mädchen hörte theilnahmlos zu. So sehr sich Leuschner auch bemühte, eines Blickes von ihr habhaft zu werden, es gelang ihm nicht. Frieda hielt den Blick unaufhörlich am Boden gefesselt, und als ihr Onkel schwieg, sagte sie einfach:

„Es ist möglich, aber ich weiß es nicht.“

Alle Bemühungen Leuschner's aber, sie zu einem freundlichen Blicke oder zu dem Worte „Vater“ zu bewegen, scheiterten an ihrem passiven Widerstande.

„Ersparen Sie mir das,“ sagte sie kühl, „denn ich vermag es nicht, wenigstens für den Augenblick nicht.“

„D, das ist hart, furchtbar hart,“ stöhnte der unglückliche Mann, indem er sein Gesicht verhüllte, „wenn die eigene Tochter ihren Vater verstößt!“

„Ich will Ihnen nicht weh thun,“ sagte Frieda und in ihrer Stimme lag ein wärmerer Ton, „aber es ist mir unmöglich, Ihrem Wunsche nachzukommen. Der Gedanke, einen Vater zu haben und daß Sie dieser Vater sind, ist mir noch so neu, so seltsam und ungewöhnlich. Ich will versuchen, mich in die jetzige Lage hineinzuversetzen.“

„So reiche mir wenigstens die Hand,“ flehte Leuschner. Frieda streckte ihm dieselbe leicht entgegen und ließ es geschehen, daß ihr Vater sie mit Küffen bedeckte; sie erwiderte indessen den innigen Händedruck nicht.

„Komm, Großmutter,“ sagte sie alsdann, sich eng an die Base schmiegend, „ich will schlafen gehen. Ich bin so unsäglich müde.“

Leuschner wendete das Gesicht ab und fuhr mit der Hand über die Augen, aber er sagte nichts mehr.

Frieda wandte sich schon um, das Gemach zu verlassen, als in diesem Augenblicke die Stimme des Eichbauern auf der Treppe ertönte:

„In der Base Zimmer sind sie? Schon recht, ich will sie schon finden!“

Frieda fuhr mit der Hand an das Herz.

„Mein Himmel,“ flüsterte sie bebend, „was wird nun aus mir, aus meinem Gottfried!“

„Mein armes Kind,“ seufzte die Großmutter, indem sie ihr sanft das Haar aus der Stirne strich.

„Nun sei uns der Himmel gnädig!“ meinte Diestel finstern und ging, den Eichbauer zu bewillkommen.

Die Thüre ging auf und in ihrer Oeffnung erschien der Eichbauer mit unheilsvollerem Gesicht, gefolgt von seinem Sohn Gottfried.

Fünftes Kapitel.

„Ich habe da schöne Dinge hören müssen,“ sagte der Eichbauer beim Eintreten statt des Gruses. „Ist es wahr, hat sich der Vater aufgefunden, von dem Ihr uns letzthin erzählt habt, Diestel?“

„Woher wißt Ihr?“ fragte dieser bestürzt.

Der Eichbauer lachte laut auf.

„Das pfeifen sich schon die Späßen von den Dächern einander zu,“ sagte er rauh. „Macht keine Umschweife, sagt mir, wie ich dran bin.“

„Nun denn,“ erwiderte Diestel zögernd, „ja, der Vater hat sich gefunden.“

„Ist's Der da?“ fragte der Eichbauer weiter, gering schäkelnd auf Leuschner deutend.

Ein stummes Nicken mit dem Kopfe erfolgte.

„Ein Prachteremplar von einem Vater,“ lachte der Bauer höhniß, „den kann man sehen lassen!“

„Eichbauer!“ verwies strengen Tones die Base. „Beruhigt Euch,“ entgegnete dieser, „ich will ihn Euch nicht im Werthe schädigen. Behaltet ihn nur ganz, was ich sagen wollte, aus der Heirath kann jetzt nichts werden.“

„Vater!“ rief Gottfried bittend.

Frieda lehnte sich schluchzend an die treue Brust der Base.

„Das kann Euer Ernst nicht sein, Eichbauer,“ sagte Diestel begütigend.

„Ja, das ist mein Ernst,“ wiederholte der Bauer entsetzt. „Aus der Heirath wird nichts.“
„Es thut mir leid um Dich, Mädel,“ fuhr er fort, indem er näher an die weinende Frieda herantrat. „Ich hätte dich gern als Schwiegertochter auf meinem Hof gehabt, Du bist ein hübsches und gar fleißiges und anständiges Mädel, aber es geht nicht bei dem Vater.“

„Vater,“ flehte Gottfried, „brich doch der Frieda das Herz nicht. Du kannst nicht wollen, daß Dein Sohn zeitlich unglücklich wird.“

„Hat sich was!“ sagte der Eichbauer abweisend. „Die Herzen brechen nicht so leicht.“

„Vater, ich kann die Frieda nie und nimmer lassen!“

„Dummer Junge!“ polterte der Eichbauer. „Ich sag’, es geschieht nicht, und damit basta!“

„Vater, und ich heirathe sie doch!“ rief Gottfried auf sich.

Auf der Stirn des Eichbauers schwellen die Zornes-Adern mächtig an und er ballte grimmig die massigen Fäuste. „Du still bist!“ sagte er heiseren Tones. „Mit Dir rede ich zu Hause weiter. Ich will doch sehen, ob der Vater seine Macht mehr hat über den Sohn.“

Auch Diestel suchte den Eichbauer zum Guten umzuwenden.

„Sparr Eure Worte, Diestel,“ war die Antwort, „es nützt Euch nichts. Auf den Eichhof darf nichts Unehrlisches kommen.“

„Und Teufel mit Eurem lächerlichen Stolz!“ rief Diestel auf. „Mein Name steht dem Euren nicht nach. Wir sind ebenso ehrliche Leute, als Ihr Euch rühmt.“ „Ich glaub’s Euch,“ erwiderte der Eichbauer kalt, „aber der Herr ist unehrlich!“

Damit wies er rücksichtslos mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach Leuschners, dessen Gesicht mit flammender Hitze wie übergossen war.

Als der Schauspieler plötzlich so direkt auf sich gedeutet ist und in solcher Beziehung, ballte er unwillkürlich die Hände und machte Miene, sich auf den stämmigen Bauern zu werfen.

Dieser sah seinem Gebahren höhnlich lächelnd zu.

„So kommt doch heran, Ihr Nichtsnutz,“ rief er verächtlich. „Ich will Euch zeigen, was Ihr werth seid!“

Leuschner machte in rasender Wuth einen Schritt vorwärts, aber er bezwang sich mit übermenschlicher Gewalt und sagte mit bebender Stimme:

„Es ist nicht schön von Euch, Herr, einen Wehrlosen zu kränken.“

„Dah, Ihr verdient’s nicht anders.“

„Was wißt denn Ihr?“ rief Leuschner unwillig.

Der Eichbauer stellte sich breielpurig hin.

„Da, guckt Euch das weinende Mädel an,“ sagte er, „das hätte glücklich werden können, wenn Ihr nicht gekommen wäret. Ihr seid schuld an seinem Elend!“

„Mein Gott!“ rief Leuschner schmerzlich. „Habe ich kommen wollen! Des Zufalls Ungefahr führte meinen Weg in dieses Dorf und ich bin ja gern bereit, meinen Schritt sofort wieder weiter zu lenken, wenn es gilt, mein Kind glücklich zu machen!“

Der Eichbauer lachte laut auf.

„Ihr müßt mich für sehr dumm halten,“ sagte er alsdann, „daß Ihr denkt, ich würde auf diesen Leim gehen. Wenn Ihr, ich wüßte nicht, daß Ihr, wenn die Hochzeit glücklich verbei, in den Eichhof geschneit kämt und ich dann das Vergnügen hätte, Euch als zärtlichen Schwiegervater zu füttern? Nein, nein, ich danke für die Ehre!“

„Wenn das Euer ganzes Befürchten ist,“ sagte Leuschner ernstlich, „dann kann noch Alles gut werden. Es wird sich nicht ereignen, ich schwöre es Euch bei meiner Ehre!“

Der Eichbauer stieß ein gellendes Hohnlachen aus.

„Bei Eurer Ehre, Ihr Lump!“ rief er alsdann mit drohender Stimme. „Eure Ehre! Die ist so viel werth, wie die Fäden, die Euch um den Leib herumhängen!“

„Zu viel, zu viel!“ stöhnte Leuschner mühsam.

„Komm,“ Gottfried,“ sagte der Eichbauer, sich abwendend, „wir haben hier nichts mehr zu suchen.“

„Eichbauer, Eichbauer!“ schrie die Base und streckte während die Hand gegen den harten Mann. „Ihr brecht das Herz des armen Mädchens, wenn Ihr auf Eurem unglückseligen Entschlusse beharrt!“

„Thut mir leid,“ sagte der Bauer kurz. „Ihr kennt meine Gründe. Ich kann nicht anders. Komm, Gottfried!“

Damit wollte er ohne Aufenthalt das Zimmer verlassen. Aber ehe der Eichbauer die Thüre erreichen konnte, war Leuschner zuvorgekommen und versperrte ihm mit weit-ausgestreckten Händen den Durchgang.

„Macht den Weg frei!“ rief der Eichbauer rauh.

„Nicht, bis Ihr mich gehört habt,“ war die entschlossene Antwort des Schauspielers.

„Spielt kein Theater,“ sagte der Bauer kalt. „Es rührt mich nicht. Noch einmal, gebt den Weg frei.“

„Macht mein Kind nicht unglücklich!“ rief Leuschner mit heiserer Geberde.

„Alte Komödiant!“ knirschte der Eichbauer unwillig auf das schwache Mann mit einem kräftigen Stoße, so daß der Schauspieler weit ab in das Zimmer fiel.

„Komm, Gottfried!“ sagte der Eichbauer nochmals und begann die Stiege hinabzufahren.

Der Jüngling blieb unentschlossen stehen.

„Frieda,“ rief er, „meine liebe, süße Frieda, ich kann Dich nicht lassen!“

Das Mädchen vermochte ihm nicht zu antworten, sie drückte ihm nur schluchzend die Hand.

„Trau’ auf Gott,“ fuhr der Jüngling fort, „er wird uns nicht verlassen. Nur Zuversicht, gewiß, es wird noch Alles gut!“

Das Mädchen schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Gottfried, willst Du kommen!“ schallt von unten die zornige Stimme des Eichbauers.

„Ja, ja, ich komme schon!“ rief der Jüngling.

„Adieu, herzliebster Schatz,“ fuhr er zu Frieda gewendet fort. „Der Vater ruft und ich muß ihm gehorchen, denn sonst wäre Alles verloren! Aber ich kann Dich so nicht lassen!“

Er versuchte das Mädchen an sich zu ziehen und es gelang ihm.

„Eine Bitte, Schatz,“ flüsterte er Frieda leise in’s Ohr.

„Willst Du mir sie gewähren?“

Das Mädchen lächelte unter Thränen.

„So sei heute Abend um sechs Uhr beim Waldweiber. Weißt Du, wo die kleine Anhöhe ist, da, hinter dem Gebüsch.“

„Gottfried, Gottfried, soll ich Dich holen!“ schallte es wieder von unten und man hörte den Eichbauer die Treppe wieder langsam ersteigen.

„Ich komme ja schon!“ rief Gottfried und setzte sich in Bewegung.

Aber nochmals trieb es ihn zu Frieda mit unwillkürlicher Gewalt zurück.

„Also, wirst Du kommen?“ fragte er sie nochmals leise.

Das Mädchen hauchte ein schwaches „Ja“.

„Nun, dann lebe wohl,“ jauchzte Gottfried und drückte auf die schwellenden Lippen Frieda’s noch einen herzhaften Kuß.

Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Frieda machte eine jähe Bewegung, als ob sie ihm folgen wollte, dann stieß sie einen wehen Schrei aus und sank zu Boden.

Großmutter und Onkel eilten ihr zu Hülfe und ihren vereinten Bemühungen gelang es nach längerer Zeit, die Bewußtlose in das Leben zurückzurufen.

„Herrgott, das Elend ertrage ich nicht!“ hatte Leuschner gerufen, als er sein Kind zusammensinken sah. Mit fieberhafter Aufmerksamkeit verfolgte er alle Bemühungen der beiden Personen, und als Frieda die Augen wieder aufschlug, entrang sich seiner Brust ein unartikulirter Freudenjauchzer. Er kniete neben dem Mädchen hin und bedeckte deren Hand mit unzähligen heißen Küßen, dann schaute er wild in der Stube umher, ergriff seinen Hut und stürzte hinaus, ohne den nachdringenden Antwort zu geben. Als die Base das Fenster aufriß, sah sie den alten Mann barhäuptig die Dorfstraße hinabsteilen und eben um die nächste Krümmung verschwinden. (Fortsetzung folgt.)

Die Krankheiten der Hyazinthen.

Wie alle Pflanzen, so sind auch die Zwiebelgewächse, die Hyazinthen, mannigfachen zerstörenden Krankheiten ausgesetzt, deren Folgen meistens die Konsumenten zu tragen haben. Zunächst ist es die Krähpöle, welche wir nicht selten an Hyazinthen vorfinden. Dieselbe zeigt sich in der Zeit, wo die Blätter abreißen, und befallt namentlich stark wachsende Sorten. Die Zwiebel verwandelt sich in eine dickflüssige, höchst übelriechende, gelbliche Masse. Nach Sorauer wird diese Krankheit durch einen noch nicht bestimmten Pilz hervorgerufen, und hat man noch kein Mittel zu ihrer Bekämpfung aufgefunden. — Eine gefürchtete Krankheit ist zweitens der Schwamm. Die Blätter der von ihm befallenen Blume beginnen bei vollster Vegetation zu wellen und sterben rasch ab. Bei näherer Untersuchung findet man, daß das Laub unmittelbar über der Zwiebel von einem Pilze zerstört ist. Eine einzige kranke Zwiebel ist im Stande, ohne Unterschied der Sorte, die Krankheit auf die benachbarten Zwiebeln in einem sich täglich erweiternden Umkreise zu übertragen. Diese Krankheit kann auch später auf die Zwiebel selbst übergehen. Dieselbe schrumpft dann zu einer pilzartigen Substanz zusammen. Bemerkt man diese Krankheit, so ist sofort die Zwiebel mit der Erde zu entfernen. Eine Uebertragung auf die nachfolgende Kultur ist durch vorichtiges Pulver der Zwiebeln und durch eine Mischung des Bodens mit etwas Kalksalz und gepulverter Holzkohle zu verhindern. — Eine dritte Krankheit gibt sich dadurch zu erkennen, daß die Blüten, nachdem sich die Zwiebel soweit entwickelt, daß die Blätter auseinander gehen, gelb werden. Auch hier ist die Ursache der Krankheit noch nicht ermittelt. — Das sogenannte Feuer wird nur in Holland beobachtet. Das Laub wird im Frühjahr von der Blattspitze herab well und sieht später wie verbrannt aus. Dieses Absterben pflanzt sich auf die Zwiebeln fort. Die weitaus verheerendste Krankheit dürfte jedoch die Ringelkrankheit sein, gegen die man bis jetzt noch kein Mittel gefunden hat. Bei Abschnitt des Wurzelhalses findet man gelbe und braune Streifen vor, welche als Vorbote der bösen Krankheit gelten. Sind diese Streifen noch nicht tief eingedrungen, so kann man durch vorsichtiges Ausschneiden der kranken Stellen die Zwiebel retten. Professor Brillieux in Paris entdeckte mit Hilfe des Mikroskops als Ursache eine große Menge schlangenförmig sich ringelnder Würmchen, in und zwischen den Zellen, daneben Larven und Eier. Brillieux nannte diesen Schmarotzer vorläufig *Tylenchus hyacinthi*. — Eine gewissermaßen chronische Krankheit der Hyazinthen ist endlich die Haut- und Blattkrankheit; sie gibt sich durch krankhafte, gelbliche Flecken auf den Blättern zu erkennen und zieht eine verhältnißmäßig geringe Entwicklung und rauhes Aussehen der Zwiebel nach sich. Man bekämpft sie, wiewohl nicht immer mit Erfolg, durch sorgfältiges Pulver der Zwiebeln und frühzeitiges Pflanzen im Herbst.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

Achtes Kapitel.

Ella hatte, nachdem Sternheim sie verlassen, mit ihrer Begleiterin den Weg zum Kurhause fortgesetzt und Prinz Emil, welcher daselbst einer jungen Dame, mit der er gestern getanzt, einige Artigkeiten gesagt, war nicht wenig überrascht, als er plötzlich die Baronin erblickte, die er auf Liebenstein glaubte.

Wir haben angedeutet, daß das Gespräch über ihre Vermögensangelegenheiten, welches Ella mit dem Prinzen gehabt, ernüchternd auf seine Stimmung gewirkt. Der Bann des Zaubers, der ihn berauscht, war schon gestern dadurch erschüttert worden, daß Ella nicht in L. erschienen und ihr Ausbleiben nicht einmal entschuldigend, die Erklärung, die er dafür erhalten, hatte ihn zwar versöhnt, um so peinlicher mußte aber gleich darauf die Entdeckung wirken, daß die Hauptbedingung zu einer ehelichen Verbindung der Baronin mit ihm — ein bedeutendes Vermögen ihrerseits — fraglich werden könne.

Der Prinz hatte sich mehr in eine Leidenschaft hinein geträumt, als daß sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem Entschlusse gedrängt, jedes Opfer zu bringen, um Ella zu erobern; gerade ihr Stolz, der zuweilen sogar seine Eitelkeit verletzte, hatte einen Reiz auf ihn geübt, da er ja einer fürstlichen Frau würdig — aber jetzt fragte sich Emil, ob dieser Stolz berechtigt, wenn Ella nicht das fürstliche Vermögen als Aequivalent für sein Opfer zu bieten vermöge, und das Gift, das Sternheim ihm gestern eingesüßt, begann wieder zu wirken. Er war vielleicht doch ein Thor, der sich in einem Netze fangen ließ, weil ihm der Muth fehlte, die Angel auszuwerfen.

Das unerwartete Erscheinen der Baronin auf der Promenade hatte für den Prinzen geradezu etwas Verblüffendes. Ella hatte ihm kein Wort davon gesagt, daß sie nach L. fahren wolle, sie mußte fast unmittelbar, nachdem er sie verlassen, den Entschluß gefaßt haben; wollte sie ihn hier überraschen?

Ella entappte den Prinzen in Gesellschaft einer Dame, der er Galanterieen sagte, — wollte sie eine Kontrolle üben, war sie eifersüchtig?

Der peinliche Eindruck, den das plötzliche Erscheinen der Baronin auf den Prinzen machte, ward noch dadurch vermehrt, daß ihr Antlitz auffällig geröthet, es war ihr eine leidenschaftliche Erregung anzusehen, und das schien den Argwohn zu bestätigen, der den Prinzen beschlich. Emil verabschiedete sich von der Dame, mit der er sich unterhalten, um Ella zu begrüßen, aber die Art, wie er sich der Letzteren näherte, verrath seine Stimmung, es lag etwas Sarkastisches in der Weise, wie er seine „freudige“ Ueberraschung kund gab.

Ella bemerkte es instinktmäßig, daß in des Prinzen Wesen etwas Fremdartiges sei, aber sie fühlte zu sehr das Bedürfnis, ihrem Herzen Luft zu machen, sich einem Freunde mitzutheilen, als daß sie darauf Gewicht gelegt hätte. Mit fliegenden Worten erzählte sie, was geschehen; aber während sie noch sprach, fühlte sie aus der kühlen Haltung, der fremden Miene des Prinzen, wie er ihre Handlungsweise mißbilligte. Sie wollte dieselbe erklären, entschuldigen, aber es ward ihr dazu nicht die Ermuthigung, welche das Gefühl, sympathisches Gehör zu finden, gibt, es wehte sie an wie ein eisiger Hauch, sie stockte.

„Das ist eine höchst fatale Geschichte, in der ich Ihnen leider gar keinen Rath geben kann, meine gnädige Frau,“ sagte der Prinz, dem es anzusehen war, daß er sich am liebsten weit davon gewünscht hätte. „Ich fürchte, man wird Ihnen den Vorwurf machen, daß Sie keine Rücksicht auf den Rath genossen, der doch ein alter, würdiger Herr. Das entschuldigt zwar den Hörer nicht, aber wenn Sie den Mann plötzlich entlassen haben — gnädige Frau, ich würde an Ihrer Stelle dem Aufsehen, welches der Vorfall hier machen wird, aus dem Wege gehen und nach Liebenstein zurück fahren — darf ich Ihnen einen Wagen verschaffen?“

„Ich danke,“ versetzte Ella hoch erröthend vor Unmuth, „ich werde den meinigen erwarten. Was die Leute von der Sache reden, ist mir gleichgültig, aber ich mußte Ihnen nicht zu, den Cavalier einer Dame zu spielen, deren Handlungsweise, wie Sie befürchten, unangenehmes Aufsehen machen könnte.“

Damit machte die Baronin eine den Prinzen verabschiedende Verbeugung und schied sich an ihren Weg fortzusehen.

Der Prinz erröthete, er fühlte, daß er der schönen Frau nie wieder nahen dürfe, wenn er sie im Groll scheiden lasse, aber er hatte fast Lust dazu, den Bruch hinzunehmen. „Sie verschmähen einen wohlgemeinten Rath,“ antwortete er erregt, „Sie stoßen Ihre Freunde zurück. Man wirft schon neugierige Blicke auf Sie. Es mag edler Stolz sein, das Urtheil der Menge nicht zu fürchten, wer aber eine ungünstige Kritik herausfordert, verdient eine solche.“

Die Baronin drehte kurz um. „So verschaffen Sie mir meinethwegen einen Wagen,“ sagte sie mit einer Stimme, die vor innerer Erregung bebt. Das Wogen ihrer



Ein Rigahhaus.



Cobong Arabo.



Ein Reishaus.



Malaiische Neujahrsfeier.



Freudenfest über den Tod eines Tigers.



Der Singharahsee.



Gouvernementsgebäude zu Atchin.



Padang, von der Flussmündung gesehen.

Prinz verrieth, wie es in ihr tobte. Sie war dem Weinen nahe.

„Ich glaube, dort kommt Sternheim schon zurück,“ rief der Prinz, der sich nach einem Mietwagen umgesehen.

Die Baronin und Helene beschleunigten ihre Schritte, es entging ihnen nicht, daß, wie der Prinz schon bemerkt, sie ein Gegenstand der Neugierde geworden. Das Hin- und Herjagen der Equipage auf der Landstraße, die sichtliche Erregung der Damen, welche man zum ersten Male auf der Promenade sah und von denen Ella's Erscheinung auch Aufsehen erregt hätte, wenn der Prinz sich nicht beeilt, sie zu begrüßen, das fliegende Gerücht, es sei ein Unglück auf der Straße vorgefallen, alles das erklärte die Neugierde, mit der man die Gruppe verfolgte.

Graf Sternheim bemerkte die Nahenden und sprang aus dem Wagen, den Damen Bericht zu erstatten. Befürchtete der Prinz schon aus dem Umstande, daß er allein zurückbliebe, anstatt den Verletzten nach L. zu bringen, daß das Unglück, von dem Ella gesprochen, einen vielleicht sehr ernst

Charakter habe, so ward er in überraschender Weise enttäuscht. „Ihre Besorgnisse waren nicht der Mühe werth, gnädige Frau, daß Sie Ihren Wagen verlassen,“ meldete der Graf. „Anstatt Dank zu erhalten, wurden mir Grobheiten. Sie thaten aber Recht, eine Belästigung von den Leuten auf der Landstraße nicht zu dulden. Aber Sie müssen mir gestatten, wenigstens den Förster einsperren zu lassen.“

„Ist denn Herr Barning nicht verwundet?“ fragte Ella, die ihren Ohren nicht traute. „Mein Kutscher sagte es doch.“

„Der jüngere Mann, den ich in Gesellschaft des Herrn Frelich traf,“ antwortete Sternheim, „verband sich den Arm. Er sagte, er habe sich unbedeutend geritzt. Er benahm sich mit einer höhnischen Unverschämtheit, welche mich bedauern ließ, ihm Ihre Theilnahme verrathen zu haben. Sowohl er wie der Justizrath scheinen sich von der That des Försters loszusagen zu wollen. Beide wiesen das Anerbieten Ihres Wagens wie eine Zudringlichkeit zurück.“

Die Baronin schaute Helene fragend an, als wisse sie nicht, ob sie nur geträumt. Nach diesem Bericht war ihre Unruhe überflüssig gewesen, sie sah es aus der verlegenen Miene des Prinzen, wie es diesen beschämte, aus ihrer Schilderung ein absprechendes Urtheil gegen sie gefällt zu haben.

„Nehmen Sie einen um so herzlicheren Dank von mir entgegen,“ wandte sie sich zu Sternheim, „je weniger Anerkennung Ihre freundlichen Bemühungen bei den Personen gefunden, die ich geschädigt glaubte!“ Damit bot sie dem Grafen ihre Hand, als gewähre es ihr eine Befriedigung, ihn in Gegenwart des Prinzen auszuzeichnen, und sich gegen den Letzteren nur flüchtig verneigend, bestieg sie den Wagen.

„Das verstehe ein Anderer,“ murmelte der Prinz, als der Wagen mit den Damen davonfuhr, „wie sie mir die Sache schilderte, hatte sie durch eine Brutalität einen Erzeß provoziert.“

„Und so ist es auch wohl gewesen, Hoheit,“ versetzte

Clapphornverse.

Originalzeichnungen von R. Schmidt.



Man kann nur mit dem Rücken
Zwei Knaben hier erblicken.
Wer sie nun will von vorne seh'n,
Muß warten, bis sie sich umdreh'n.
Oder muß auf die andre Seite geh'n.



Zwei Knaben schau'n sich grimmig an.
Sie heißen Beide Florian.
Wer schöner ist von Beiden,
Ist schwer zu unterscheiden.



Zwei Stiefel flogen in die Tiefe,
Sie waren beide trumm und schief.
Der eine flog erst hinterher
Und hatte keinen Abfall mehr.



Zwei Knaben stürzen Hals über Kopf
Zu einem großen Honigtopf —
Geh'n aber wieder von hinnen —
Es war nämlich nichts mehr drinnen.



Zwei Knaben schrieben einen Brief.
Sie schrieben alle Beide schief —
Der Eine schrieb etwas feiner —
Aber lesen konnt's Keiner!



Zwei Knaben fanden eine Wurfs,
Der Eine hatte großen Durst,
Der Andre hatte rothe Haare,
Zusammen zählten sie vierzehn Jahre.

Sternheim, „aber Frelich und sein Genosse scheinen sich verabredet zu haben, sie zu schonen. Da steckt etwas dahinter. Der junge Mann war ernstlich verwundet, aber er leugnete es ab und besleichtigte sich mir gegenüber einer beherzten Grobheit. Vielleicht wünscht man nicht, daß Eure Heilheit den Charakter der Dame ungünstig beurtheilen lernen; um meinen Fragen vorzubeugen, verleibete man mir die Neugierde.“

„Wenn man denkt, sie für alle Fälle zu versorgen, konnte man sich doch verrechnen,“ entgegnete der Prinz, lächerlich dreinschauend.

Über das Antlitz Sternheim's flog ein triumphirendes Lächeln.

Im Badeorte verbreiteten sich binnen weniger Stunden die verschiedensten Gerüchte; seit die Neugier begonnen, sich mit der Baronin Lieben zu beschäftigen, tauchten von allen Seiten Nachrichten aus der Vergangenheit und der Gegenwart über ihre Person und über Beziehungen, die ihr verheiratheter Gatte gehabt, auf. Der Umstand, daß der Fremde,

der seit gestern ein zweimaliges Rencontre mit ihr gehabt, ihren Geburtsnamen trug und intim mit dem Justizrath verkehrte, von dem man erfuhr, daß er die Vermögensangelegenheiten Ella's leite und mit ihr im Prozeß liege, veranlaßte natürlich die verschiedensten Kombinationen. Man erfuhr, daß Baron Lieben, ehe er reich geheirathet, der Schwester der Försters Kornau die Ehe versprochen, daß die Baronin den Förster willkürlich entlassen, daß ihre Härte dabei den heftigen Mann zu einer Beamteneileidigung gereizt. Es wurde erzählt, daß die hochmüthige Baronin den alten Justizrath beinahe überfahren, als dieser mit dem Förster auf dem Wege nach Liebenstein, ihr Vorstellungen zu machen, ihr begegnet. Die Einen wollten wissen, das Rad ihres Wagens habe den jungen Augenarzt umgerissen, als er empört dazwischen gesprungen, die Anderen, der Förster habe die Baronin ermorden wollen und Barning verwundet, der ihm in den Arm gefallen.

Neben diesen Gerüchten erzählte man, die Baronin habe den Förster gar nicht entlassen dürfen, sie habe nur Zins-

genuß von ihrem Vermögen, der eigentliche Erbe des alten Barning sei der fremde Augenarzt, man flüsterte, der Prinz Emil von **, welcher, ebenso durch ihre Schönheit, wie durch ihren vermeintlichen Reichtum angelockt, sich hier in L. habe mit ihr verloben wollen, sei plötzlich zurückgetreten, seit ihm die Augen geöffnet worden, der Bruch sei heute erfolgt und die Baronin werde vermuthlich ihre Heimreise nach der Residenz bereits angetreten haben.

Der Geburtstag des Landesherrn stand bevor, und es war zur Feier desselben eine große Festlichkeit im Kurhause vorbereitet worden. Hatte man befürchtet, der Prinz werde vor derselben L. verlassen, so wurde die Gesellschaft, welche auf seine Betheiligung gehofft, angenehm enttäuscht; nicht allein Prinz Emil sagte zu, sondern er meldete auch den Besuch seiner noch auf der Hochburg weilenden Verwandten an, er schien beweisen zu wollen, daß ihn der Bruch mit der Baronin Lieben nicht allzu nahe berührt.

Es waren fünf Tage seit dem Vorfall auf der Landstraße nach Liebenstein vergangen. Man hatte inzwischen

nichts Neues erfahren, als daß der Förster Zornau verschunden, daß seine Frau und Kinder von der Baronin Erlaubniß erhalten, noch auf der Försterei zu verweilen; ob die Letztere noch in Liebenstein oder nicht, darüber wußte man nichts Gewisses.

Die Festlichkeit sollte programmäßig aus einem großen Konzert im Freien, einem Ball im Kurzaal und abendlicher Illumination, Erleuchtung der Anlagen durch Lampen und so weiter bestehen, nur für diejenigen Festtheilnehmer, welche ihre Theilnahme an einem veranstalteten Souper zugesagt, waren Karten ausgegeben, sonst stand der Zutritt jedem festlich gekleideten Gaste gegen Zahlung eines Eintrittsgeldes frei.

Die Elite der Badegesellschaft umdrängte die fürstlichen Gäste von der Hochburg, für die man besondere Plätze beim Konzert reserviert, überall in den schattigen Anlagen bewegten sich während der Musikauftritte Fremde und Kurgäste; von den Letzteren hatten sich Viele lauschige Ruheplätze fern vom Orchester gewählt, um dem Gedränge zu entgehen.

„Ob sie wohl noch kommen wird?“ fragte der Prinz Emil seinen Begleiter, den Grafen Sternheim, mit dem er durch die Anlagen schlenderte, hier und dort Bekannte begrüßend; „ich bin sehr neugierig. Offen gestanden, ich habe Sehnsucht; was man hier findet, ist fade und matt gegen sie.“

Sternheim zuckte die Achseln. „Gott weiß es,“ sagte er. „Es war ein großes Entgegenkommen, Eure Hoheit, ihr die Einladungskarte zu senden, nachdem sie den persönlichen Besuch Eurer Hoheit nicht angenommen.“

„Ich möchte es nicht ganz mit ihr verderben.“

„Es gibt Charaktere, welche man durch Entgegenkommen nur dazu reizt, immer anspruchsvoller zu werden.“

„Eine Demüthigung vor einem schönen Weibe ist keine Schande, wenn sie zum Triumphe führt.“

„Wenn sie dahin führt, aber die Baronin wird jetzt fester als je darauf bestehen, Ihren Namen zu erhalten.“

„Niemals, diese Schwäche habe ich überwunden.“

„Et!“ flüsterte der Graf, aber es war zu spät. Das Gespräch hatte Zeugen gehabt.

Hinter einem Gebüsch, das sie vor den Blicken der beiden Herren verborgen, saßen Frelich und Willi auf einer Bank und hatten jedes Wort gehört. Der Prinz bemerkte fast in demselben Moment, wo Sternheim ihn warnte, die beiden Männer, sein Auge begegnete einem Blick Willi's, der ihn herausfordernd von oben bis unten maß.

Der Prinz erröthete verwirrt, aber er wollte den Unbefangenen spielen. Er begrüßte den Justizrath, den er persönlich von Berlin her kannte und der bei seinem Anblick formell den Hut zog.

„Freut mich, Sie zu sehen,“ sagte er, während Sternheim sich in der Nähe hielt. — „Sind hier zur Kur?“

„Zu dienen, Hoheit,“ versetzte Frelich kühl und gemessen.

„Apropos,“ fuhr der Prinz fort, „wie steht es denn mit dem Prozeß? Sollten sich doch mit der Baronin von Lieben verständigen.“

„Ich bin der Verklagte, Hoheit.“

Es war dem Prinzen peinlich, daß Frelich sich so ablehnend kühl zeigte, während Willi sich nicht von seinem Plaze gerührt. Er machte eine leichte Geste der Verabschiedung und wandte sich ab.

Sternheim trat zu ihm.

„Haben Eure Hoheit die Impertinenz bemerkt?“ fragte er mit erhobener Stimme. „Der Justizrath befindet sich in sehr sonderbarer Gesellschaft.“

„Narr!“ sagte Willi so laut, daß dieß als Antwort gelten konnte.

Sternheim drehte sich auf der Stelle um und trat mit herausfordernder Miene zu Barning heran.

„Wem galt das Schimpfwort?“ fragte er.

„Ihnen,“ antwortete Willi mit Ruhe, indem er sich erhob. „Ein Klügerer hätte die Bemerkung über mich leise gesprochen und keine Antwort provoziert.“

Die kraftvolle, hohe Gestalt Willi's, die Entschiedenheit, mit der er sprach, mochten es dem Grafen bedenklich machen, den Vorfall auszuführen, mit dem er herantreten und den ein eigenthümliches Spiel seiner Hand mit der Reitgerte, die er trug, andeutete. Er mochte fürchten, daß Barning Schlag für Schlag erwidern könne.

„Sie werden hoffentlich Ihre Worte vertreten!“ rief er, vor Zorn erbleichend.

„In jeder Weise,“ antwortete Willi gelassen.

Der Graf entfernte sich, schäumend vor Wuth.

„Sie hätten den Patron gar nicht beachten sollen,“ sagte der Prinz, als sich Beide einige Schritte entfernt. „Er wird sich schwerlich duelliren, und bei einer Klage kommt nichts heraus.“

„Ich hoffe, Eure Hoheit werden von der Badepolizei fordern, daß der Mensch aus dem Parke gewiesen wird! Ich trat für Sie auf, er ignorierte Sie absichtlich.“

„Vielleicht, weil er unser Gespräch belauscht,“ versetzte der Prinz. „Ich werde Beschwerde führen, aber ich fürchte, es kompromittirt uns.“ (Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln.

Thu, was du willst, auf diesem Erdenrund, Philister finden stets den schlechtesten Grund.

Berzäh' den Lästern mit Bedacht, Ihr Elend hat sie zu Bänkern gemacht.

Aus dem Kolonialreich der Holländer.

(Bilder S. 380.)

Das Kernland des holländischen Kolonialreiches bildet die große Insel Java, ein Paradies mit 45 Höllenschlünden in Gestalt von trachytischen Vulkantrümmern, welche die ganze Insel der Länge nach durchziehen. Zwischen den Bergen liegen kleine, schöne Seen, theils saure, theils süße, und einige Sumpfen. Unser Künstler hat sich einen der romantischsten derselben, den Singharaher, zum Vorbild genommen.

Die Fruchtbarkeit Javas ist geradezu beispiellos, die Vegetation von einer Ueppigkeit, wie sie auf der östlichen Erdhälfte kaum wieder gefunden wird. Die malaiischen Einwohner Javas beschäftigen sich zumeist mit Ackerbau und haben es darin nicht den Chinesen und Japanern von allen Völkern Asiens am weitesten gebracht. Aus allen im Haus- und Familienleben üblichen Gebräuchen geht hervor, daß die Kultur eine uralte ist und daß sie den Charakter der orientalischen überhaupt trägt. Auch tritt das religiöse Prinzip überall in den Vordergrund. Eines unserer Bilder zeigt eine Betversammlung zur Feier des Neujahrsfestes. Der Orientale ist im Innersten seiner Seele religiös; das Gefühl eigener Ohnmacht und die Nothwendigkeit eines die Welt beherrschenden Wesens ist tief in sein Gemüth und seine Denkweise eingepträgt, und nicht leicht findet sich unter ihnen ein Atheist. Und so versammelt sich bei allen festlichen Gelegenheiten, zur Zeit der Ernte, der Jahreswende u. s. w. die Gemeinde, um unter Vorzug des Gemeindefürsten dem Götter alles Guten Dank zu sagen. Einfach, aber zweckmäßig, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, sind die Wohnungen der Malaien. Die Kunst hat daran wenig Antheil, nur an den Häusern der Vornehmen und manchmal an den originellen Reispfeilern sind in Holz geschnittene Arabesken, die an eine alte, seit der Einführung des Islam erloschene Kunstperiode erinnern. In einigen größeren und wohlhabenderen Dörfern sind neben den einfachen Hütten der Eingeborenen, von denen sie sich durch ihre geschmackvolle und zierliche Bauart wesentlich und vorthellhaft abheben, sogenannte Rigahäuser errichtet, die wir wohl unseren Bürgerhospitälern vergleichen können. Nicht weniger als sieben Familien, bestehend aus mehr als vierzig Seelen, sind im Stande, friedlich und bequem in denselben mitammen zu wohnen. Sonst freilich ist der Zugang zum Hause des Malaien für den in Turnerkünsten unbewanderten Europäer etwas unbequem. Dieselben stehen auf 3—4 Meter hohen Pfählen, und zu ihnen führt keine Treppe, sondern ein mit einigen Einkerbungen versehener Block empor, der des Abends hinaufgezogen wird, so daß die Hausbewohner sich in einer kleinen Festung befinden, die wenigstens gegen die Ueberrumpelung von Seiten eines Tigers schützt. Denn schwer zu leiden haben die armen, hilflosen Landbewohner von den Heimtuckungen der Tiger (Mung), deren Java mehrere Arten aufweist. Die gefährlichste Tigerart heißt Mung gedeh (Männerverzehrer). Kinder, Dirche und Schweine sind sein liebster Raub, während er Hunde verabscheut. Seine Körperstärke ist ungeheuer. Er schleppt im Maul einen Büffel fort und springt damit über Gräben und Bäche; für den Menschen ist er äußerst gefährlich, besonders wenn er einmal mit Erfolg einen Anfall gemacht hat. Ein alter Mung gedeh erhält deshalb von den Eingeborenen den gefürchteten Namen eines Männerverzehrers, und große Freude herrscht im Dorfe, und große Festlichkeiten werden veranstaltet, wenn der Schrecken der Nachbarschaft erlegt wird. Kleiner, aber kaum minder gefährlich, ist der Mung Malang Kong, welcher junge Kinder, Dirche, Schweine, Moschusthiere, selten Menschen verfolgt. Etwas kleiner als die beiden genannten Arten ist der Mung Santschong. Er jagt Ziegen und Hunde besonders gern nach; während der Nacht schleicht er sich in die Wohnungen und überfällt die Hausbewohner oder auch die menschlichen Bewohner im Schlaf. Seltener geschieht es, daß er, durch Lärm erschreckt, seine Beute wieder fahren läßt. In diesem Falle begnügt er sich, ein Stück aus dem Körper seines Opfers herauszureißen.

Die Sundastraße trennt Java im Westen von der großen Insel Sumatra, deren Küstenflächen allein besiedelt sind, während das Innere von Battakstämmen bewohnt wird, die in ihr dichtbewaldetes Bergland Niemand zulassen. Bei dem Mangel einheimischer Arbeitskräfte kann die reiche Produktivität der Insel nicht ausgebeutet werden. Ergiebige Kohlenlager bleiben wegen der Transportwierigkeiten unbenutzt, dagegen liefern die Wälder kostbare Holzarten, Gummi und Harz: Kampfer, Benzoe, Damaharz, Kauchuk und besonders Gutta-percha. Pfeffer ist ein altberühmtes Produkt von Sumatra. Als einen der wichtigsten Hafenplätze der Insel besuchen wir die an der Westküste gelegene Bucht von Padang. Zu unserer Linken erhebt sich der kuppelförmige Gunung Merapi, so genannt wegen der zahlreichen kleinen Affen, welche seinen waldbedeckten Rücken bewohnen und nicht selten schaarweise in dem vorbeiströmenden Fluß zur Ergözung der in der Schaluppe sitzenden Personen sich baden.

In Padang selbst, einem reizend zwischen Gebüsch und Palmen belegenen Städtchen, sind die meisten Häuser der Europäer aus Bambus gebaut. Neben Malaien leben hier zumeist Chinesen, Araber, Bengalesen und Buginesen, welche sich alle mit Handel beschäftigen. Landeinwärts wandern wir dem holländischen Fort de Roek zu und passieren zunächst Cobong Arabo, eine große, durch ein Erbeben entstandene Schlucht, welche von Jahr zu Jahr sich erweitert. Die fleißigen Malaien haben sich den gewonnenen Boden nutzbar gemacht und Reisfelder angelegt; daß sie sich bereits gewinnbringender Ernten zu erfreuen hatten, zeigen uns die zierlichen Häuser am Wege. In dieser Gegend kommen noch häufig Elephanten vor, welche in den Reisfeldern vielen Schaden anrichten.

Büffelsarawanen, welche Kaffee und andere Produkte von der fruchtbaren Hochebene Anam Kotas herabbringen und von dunkelbraunen Malaien geführt werden, begegnen uns zu wiederholten Malen. Auffallend ist, daß die Menschen ihre Lasten nicht auf den Schultern, sondern in Pöden auf dem Kopfe tragen.

Eine nähere Betrachtung verdient das unabhängige Sultanat Atchin oder richtiger Atjih, welches, so groß wie Bayern, den nördlichen Theil Sumatras einnimmt und somit auf drei Seiten vom Meere bespült ist. Während man unter den Malaien anderer Länder oft recht hübsche Gestalten und Gesichter sieht, sind die Atchinesen, nebst den südlich von ihnen wohnenden Battas, welche Letzteren allein noch unter den Bewohnern der indischen Inseln im Rufe des Kannibalismus stehen, die häßlichsten

Menschen, die man sehen kann. In Gewerben sind sie außerordentlich zureichend; nur im Weben eines eigenthümlichen zarten Seidenstoffes, sowie in Filigranarbeiten in Gold und Silber leisten sie Vortreffliches. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Fischen, Trinken, Wetteilen und Opiumrauchen. Eine Ausnahme machen die Jäten, in denen der Atchinese, um die Mittel zu Befriedigung obiger Genüsse zu gewinnen, keine Pfefferrebe, keinen Kampferbaum oder keine Arekanuspflanze pflügt. Auch die Ragen liefern hier eine kostbare Pelzwaare und ihre Zucht bildet einen besondern Gewerbezweig.

In älterer Zeit führte Atchin eine Art Herrschaft über die Sundainseln und war der mächtigste Seeräuberstaat derselben. Dadurch ward auch ihr letzter Konflikt mit den Holländern hervorgerufen, welche seitdem zur Befestigung und Wahrung ihres Ansehens Beamte dorthin entsandt haben.

Interessante Bücher.

Es ist kein Mangel an Konversationslexika, großen und kleinen, guten und geringen; eines aber wird beim Publikum seinen Platz behaupten und immer mehr Freunde gewinnen, das ist D. Spamer's illustriertes Konversationslexikon, welches jetzt in vermehrter, sorgfältig durchgesehener und bis auf die neueste Zeit fortgeführter zweiter Auflage in Leipzig erscheint. Der erste Band dieses Familienhaushaltbuches liegt uns jetzt vollendet und schön gebunden vor. Er enthält nicht weniger als nahezu 10,000 Artikel und bringt von bildlichen Darstellungen, auf welche dieß Lexikon natürlich einen besondern Werth legt, 1360 solcher Illustrationen aus allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaften. So 110 Bildnisse berühmter Personen, 109 Szenen und merkwürdige Gegenstände aus der Geschichte der Mythologie, der Alterthumskunde. Aus den Gebieten der Völker- und Länderkunde finden wir mehr als 400 Abbildungen in diesem Bande, welche sich erstrecken über Volkstypen, Städte, Gebäude, Landschaften und Pläne und Karten dem Leser darbieten. Die Wissenschaft: Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Physik, Chemie, Astronomie, Anatomie sind gleichfalls mit über 400 Illustrationen bedacht. Heraldik, Münzen, Wäfen, Handel, Industrie sind in ähnlichem Reichthum bildlich veranschaulicht, so daß wir bei der sorgfältigsten Behandlung des Textes dieß illustrierte Lexikon wirklich als eine Art Bibliothek im Kleinen für das Volk bezeichnen dürfen, zumal das ganze Nachschlagewerk trotz seines gewaltigen Inhaltes nicht mehr als 8 Bände füllen wird.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

„Echt“, lautet jetzt bekanntlich die Devise in allen Theaterdingen. Sie war auch einem Provinzschauspieler in den Kopf geblieben, welcher daraufhin von seinem Direktor im dritten Akt eines aufzuführenden Sensationsstückes, in dem ein Geloge vorkommt, statt des sonst bei dergleichen Veranlassungen üblichen Schaumweins wirklich Champagner verlangte.

„Gut!“ sagte der Direktor. „Sie sollen Ihren echten Champagner haben, aber nur unter der Bedingung, daß auch alles Uebrige, was sonst noch in dem Stück konsumirt wird, echt sei.“

„Gewiß!“ rief der Schauspieler, der dahinter auch noch wirklich Fasanenbraten und leibhaftige Pfirsiche in der nämlichen Szene witterte.

„Es gilt also!“ sagte der Direktor, und zum Regisseur sich wendend, legte er hinzu: „Eine Flasche echten Rum für den Herrn statt Cider für den dritten Akt, und für die letzte Szene, in der er sich zu vergiften hat, statt des Kreidepulvers eine Dose echten Arseniks.“

Es war nie mehr zwischen den beiden Herren von echten Champagner und Trinkwaaren auf der Bühne die Rede.

Im Kleinen wie im Großen.

„Liebe Mama, verbiete doch der Anna, die große Fliege da an der Scheibe todtschlagen.“

„Das ist hübsch von Dir, mein Junge, daß Du so mitleidig bist!“

„So meinte ich's nicht, Mama, ich möchte nur die Fliege gern selber todtschlagen.“

Fast noch mehr Anekdoten, als man von dem großen David Garrick und seiner Mimik erzählt, sind von den als Schauspieler weit unbedeutenderen Charles Mathews im Schwunge. Er besah die Gabe, sein Gesicht auf das Wunderbarste zu verändern. Er konnte in eine Gesellschaft, die er jedoch verlassen hatte, zurückkehren, ohne erkannt zu werden. Eines Tages speiste er bei einem Pfandleiher. Dieser wurde abermals bald stand Mathews auf, steckte zwei silberne Vögel ein und eilte in den Laden, wo er bei seinem Wirthes dessen Eigenthum verlegte. Als der Pfandleiher zur Tafel zurückkehrte, überreichte ihm Mathews den Pfandschein und das Geld für die Vögel. Auch die Kunst, seine Stimme zu verstellen, lag so sehr in seiner Gewalt, daß er oft eine Gesellschaft unterließ, indem er in ein Nebenbühnenstück und improvisirte Szenen mit zehn Personen aufträte.

Mißverstanden.

Der Kapellmeister Raumann probirte einst in der Kirche mit den Musikern eine seiner Kompositionen. Es hatten sich viele Zuhörer eingefunden und ein Theil davon stand unter dem Chor auf welchem sich die Musiker befanden. Raumann hatte seinen Platz mitten in der Kirche genommen, um die Wirkung der Musik dort besser beobachten zu können. Er bemerkte, daß das Takt nicht fröhlich genug eintat und rief lebhaft:

„Der Chor fällt ein!“

Die Zuhörer unter dem Chor mißverstanden dieß und führten alle mit Entsetzen nach dem Schiffe der Kirche, um nicht erschlagen zu werden.



Aus allen Gebieten.

Ein einfaches Mittel zur Stärkung der Brust und Lunge.

Ein englischer Arzt hat die Erfahrung gemacht, daß, wenn ein Person, sei es ein Kind oder ein Erwachsener, mittelst eines Papiers in vollen und tiefen Zügen die Luft einathmet, so daß die Lunge langsam so viel als möglich ausdehnt, und dieses Verfahren täglich fünf- oder sechsmal wiederholt, die Brust sehr bald an Umfang (oft bis zu 9 Zoll) zunimmt. Durch den vermehrten Gehalt an Sauerstoff, welcher auf diese Weise eingeathmet wird, werden nicht allein die Athmungsorgane gestärkt und gesund erhalten, sondern auch die Verdauung befördert und die Lebenskraft des ganzen Individuums erhöht. Dieses Mittel sollte man vorzugsweise bei brustschwachen Personen, versteht sich, mit der gebührenden Vorsicht, in Anwendung bringen lassen. Kinder, die viel mit Husten geplagt sind, werden nach und nach ganz davon befreit. Es versteht sich von selbst, daß diese Einathmungen wohlthätiger wirken, wenn sie in freier, möglichst reiner Luft vorgenommen werden. Vieles können einigermassen den Apparat ersetzen, den man jetzt mit vielem Erfolg gegen die Lungenlähmung anwendet, indem man den Kranken unter eine große, luftdichte Glocke bringt und ihn die mittelst einer Luftpumpe um ein Fünftel verdichtete Luft einathmen läßt.

Schuhsohlen dauerhaft zu machen.

Bei den hohen Preisen des Schuhwerks sollte in Familien nichts unterschätzt werden, was eine Verminderung der Ausgaben für diese notwendigen Artikel herbeiführen kann, besonders wo es sich um Kinder handelt. Um den obigen Zweck zu erreichen, kocht man eine beliebige Quantität Leinöl und bestreicht die Sohlen so oft damit, als sie noch etwas davon einziehen. Das Öl kann kalt sein, besser aber ist es, wenn es warm (nicht heiß) angewendet wird. Das Leinöl darf nicht über hellem Feuer gelocht werden und das Gefäß muß wenigstens die doppelte Quantität desselben fassen können, weil es sehr steigt. Setzt man dem gelochten Leinöl ein Zehntel seines Gewichts Klauenfett oder, in Ermangelung dieses, ein Drittel Schweinfett zu, so hat man eine gute Stiefelschmiere, welche nicht bloß das Leder konserviert, sondern es auch wasserdicht macht.

Gypsfiguren zu bronzen.

Um Bronzen von Gypsfiguren trägt man mittelst eines Pinsels auf der ganzen Oberfläche leicht trocknenden Leinölsirnis so oft auf, bis der Gyps denselben nicht mehr einzieht, sondern ein glänzender Ueberzug nach dem Trocknen bildet. Sodann überzieht man die Modelle mit einem Lack aus: 1 Theil Leinöl, 1 Theil Copalack, 1/2 Theil Terpentin- oder Kienöl, und zwar ein- bis zweimal. Wenn der Ueberzug nur noch wenig klebt, was etwa nach 24 Stunden der Fall ist, so übergeht man mit einem Pinsel, den man in die Bronze getaucht hat, die betreffenden Gegenstände und verreibt den Bronzeauftrag so lange, bis ein glänzender Ton erreicht ist. Die Gegenstände müssen dann noch mit Watte abgerieben werden.

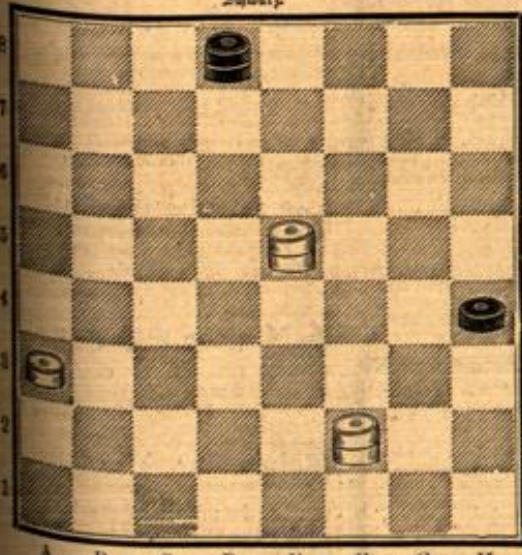
Fettflecken aus Tuch zu entfernen.

Man löse 20—30 Gramm gepulverten Borax in einer halben Tasse kochenden Wassers auf und fülle diese Flüssigkeit, wenn sie erkaltet ist, in Gläser, um sie zum Gebrauch aufzubewahren. Sie ist ein unschätzbare Mittel, um Fettflecken aus wollenen Stoffen zu entfernen, überhaupt eines der besten Fleckenmittel.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 9.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 8 in Nr. 28:

- | Weiß. | Schwarz. |
|-----------------------|-------------------------|
| 1) H 2 - G 3 . . . | 1) F 4 - H 2 +. |
| 2) D 8 - C 7 . . . | 2) G 1 - A 7. |
| 3) D 2 - E 3 . . . | 3) A 7 - G 1 am besten. |
| 4) C 7 - D 8 . . . | 4) D 1 - A 7. |
| 5) E 1 - F 2 . . . | 5) D 1 - G 1. |
| 6) D 8 - A 7 gewinnt. | |

(Auf 2) . . . 2) D 1 - G 1, 3) D 7 - A 5 +, H 2 - G 1 D. muß Weiß gewinnen, da es ihm gelingen wird, drei Steine zur Dame zu führen und vier Tamen gegen eine zu haben.)

Rösselsprung.

rein	sch	lie	him	glüh	and	of	uns
die	der	durch	res	be	vom	fällt	all
jet	mal	ten	te	mel	fen	das	nig
sch	wen	de	ein	glück	gen	ten	muß
gna	schütt	in's	wur	ba	we	heim	em
dem	die	ste	wird	an	ner	gä	sen
und	die	welt	will	in	dem	lig	ge
ser	gott	macht	höch	sei	sein	los	te

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. K. in Schäßburg. Ja, bald und befriedigend.
Hrn. J. Brömel in Budweis. Wir kennen nur eines, das Wörterbuch zur „Pharmacopoea austriaca“ von Opel, Wien.
Hrn. Bertha Söh in Düsseldorf. Das Klima von Rom im März kennen wir aus Erfahrung. Heiße Sonne, kalter Wind und für Brustleidende geradezu gefährlich. Wehhalb nicht Pegli? (Hotel Modeterrano). Sauer, „Italienische Konversationsgrammatik“ (Heidelberg, Grosse). „Reichthum“ von Gell. (Leipzig, Bibliographisches Institut, Leipzig).

Hrn. J. R. J. Das ist ohne schwierige chemische Analyse sehr schwer zu bestimmen. Beziehen Sie den Wein aus einer guten Apotheke, da er ja nur in kleinen Quantitäten gebraucht wird.
Hrn. B. Straumann in R. Durch den Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Hrn. V. Dr. in P. Von Herman v. Schmidt ist in unserer Verlagsbuchhandlung eine erzählende Dichtung: „Winland oder Die Fahrt um's Glück“ erschienen, welches Werk Ihren Zwecken vorzüglich entsprechen dürfte. Als Abonnent unseres Blattes erhalten Sie dieses Buch, elegant in Goldschnitt gebunden, zum Ausnahmepreis von Mark 2. — Da der hierfür bestimmte Vorrath nur noch gering ist, so empfiehlt sich sofortige Bestellung bei Ihrer Buchhandlung.
Frau Erna v. G. in D. Die schwedischen Händbücher enthalten keinen Phosphor, deshalb entzündeten sie sich auch nicht durch Reibung an jeder rauhen Fläche.

Hrn. J. Samser in Posen. Haben Sie nur noch ein klein wenig Geduld, dann wird Ihr Wunsch erfüllt werden.
Abonnent in Triest. Kalat ist ja todt. Der Eifer kommt zu spät.
Hrn. J. W. in Innsbruck. Wir haben nur Unterhaltung und Belehrung unserer Leser im Sinne und wollen nicht Parteilichkeiten erregen oder das Feuer dieser schüren, deshalb unmöglich.

Abonnent in Potsdam. In New-York existiert eine Centralstation, von welcher Dampf zum Betrieb von Maschinen bezogen werden kann. In Europa ist ein solches Institut und nicht bekannt.
Hrn. Paul Siemer in Bernburg. Schaffen Sie sich das „Amerikan. Taschenbuch für Auswanderer“ von G. F. Stahl Schmidt, Friedr. Richter in Richmond, an (Bremen, Rocco); praktisch und zuverlässig. Gehen Sie sich vor den Angaben Interessierter.

Hrn. Gustave B. in Bremen. Da macht wieder Jemand einmal einen dummen Streich, ist von Goethe aus „Clavigo“ am Ende des zweiten Aktes.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Hrn. Elisabeth Haideschloß, Stadlau; Wilhelmine Niederhäuser, Preßburg; Anna Seyd, St. Wendel; Mirzi Januschewski, Komotau; Elise Weinwurm, Wien; Mathilde Prekle, Ulm; Wilhelmine Vogner, Brunn; Amalie Gareis, Hannover; Emilie Bantier, Amsterdam; R. Heller, Innsbruck; E. Solih, Bern; J. Hallermann, Soest; P. Bronte, London; J. Meyer, Hannover; R. Kräh, Hamburg; J. Wegelin, Zürich; P. Meyerhofer, Brunn; J. Erbucker, Prag; W. Sanzert, Ulm; G. Seidle, Ravensburg; P. Thäling, Altona; D. Dobmann, Karlsruhe.

H. W. in Proßlau. Gabelberger oder Stolze — nur fleißig lernen und aben. Durch jede Buchhandlung.
R. G. in P. Leider nicht verwendbar. Das Manuscript steht zu Ihrer Disposition.

Hrn. O. F. in Merdau. 1) Brajasiewicz, Lehrbuch der einfachen und doppelten Buchhaltung, Wien, Fried. 2) Schreibvorlagen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

R. Hamburg. Zähne bekommt man wieder weiß durch ein Zahnpulver von gebrannter Magnesia oder feingeschlemmter Kreide mit einer Pfefferpflanze Ramphor (auf etwa 100 Gramm).

M. D. in T. Es gibt verschiedene rechtartige Hautauschläge, nässende, trockene, abschuppende und so weiter. Da wir nicht wissen, ob hier das Eine oder das Andere der Fall, sind wir auch nicht im Stande, ein Verfahren dagegen anzugeben. Sie wenden sich daher am besten behufs ärztlicher Untersuchung an einen Arzt.

E. J. 10 in Magdeburg. Versuchen Sie gegen das Haarausfallen folgendes Verfahren: Die ersten drei Wochentage wird der Kopf mit 1—2 Eßlöffeln einer zweiprozentigen Lösung von doppeltkohlensaurem Natron täglich eingespült und je am vierten Wochentage das Haar mit frischem Olivenöl eingerieben. Das Verfahren muß aber, wenn es von Erfolg sein soll, mindestens ein Jahr lang fortgesetzt werden.

Philipp R. in Simmern (Hundsrück). Durch die Impfung kann nie eine Rückgratsverkrümmung entstehen. Lassen Sie sich von einem tüchtigen Bandagisten einen gut passenden Geradhalter, etwa nach Art eines Korsetts, anfertigen. Bezüglich der Schmerzen in der rechten Seite halten wir für unbedingt nöthig, daß Sie sich von einem Arzt untersuchen lassen.

Dr. Sch.

Anfragen.

28) Wie kann man Leinwand wasserdicht machen?

E. Gruber, München.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochkapler, Roman von Hans Wachenhusen. Fortsetzung. — Markt an der Rottlau in Tansig. — Die „Kinder Gottes“, von Leopold Rascher. — Einspruch. — Die Tausche des Urenfels. — Die alten Matrosen. — Philister. — Der Kommandantenbater, eine einfache Geschichte von Georg Höder. Fortsetzung. — Die Kranheiten der Quacintien. — Die schöne Witwe, Roman von G. H. v. Debenroth. Fortsetzung. — Lebensregeln. — Aus dem Kolonialreich der Holländer. — Interessante Bücher. — Humoristische Blätter. — Aus allen Gebieten. — Damespiel. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Markt an der Rottlau in Tansig. Zeichnung von G. Schönleber. — Die alten Matrosen, Zeichnung von Einar Bjørn. — Die Tausche des Urenfels im Wärmepalast zu Potsdam. Aus: Achtundachtzig Jahre in Glauben, Kampf und Sieg (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Auf Java und Sumatra. — Klapphornwerke, sechs humoristische Bilder von R. Schmidt.

Zum 22. März!

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:



Ein Menschen- und Lebensbild
unseres deutschen Kaisers
von Oskar Meding.

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allerhöchstdigst zur Benützung verstateten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von Carl Hallberger.

148 Seiten hoch Quart. Preis elegant geheftet 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 5 Mark.

Diese neue Ausgabe unserer vor drei Jahren erstmals erschienenen Kaiserbiographie, welche eine so große Verbreitung gefunden, ist bis auf die Gegenwart fortgeführt und außer sämtlichen authentischen Bildern der ersten Ausgabe auch noch mit weiteren aus der Aquarellsammlung Seiner Majestät geschmückt, die der Kaiser in der letzten Zeit sich hat anfertigen lassen und deren Benützung für das Werk er ebenfalls wieder allergnädigst gestattet hat.

Es liegt nun in dieser Festschrift, die sich auch durch ihr handliches Format und ihren billigen Preis auszeichnet, die vollständigste, mit wärmster patriotischer Begeisterung und authentischer Siderheit geschriebene Biographie unseres Heilenskaisers vor, ein Werk, das einen Ehrenplatz in jedem deutschen Hause verdient und beanspruchen darf und sicher auch erhalten wird. Patriotische Vereine können ihrer Begeisterung, Liebe und Anhänglichkeit an ihren Kaiser keinen bereederten Ausdruck geben, als durch die Verbreitung dieser Festgabe unter ihren sämtlichen Mitgliedern, und Schulvorstände werden dieselbe vorzugsweise gern als Schulprämie beiliegen.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

